

Dieses Werk wurde Ihnen durch die Universitätsbibliothek Rostock zum Download bereitgestellt.

Für Fragen und Hinweise wenden Sie sich bitte an: digibib.ub@uni-rostock.de .

Das PDF wurde erstellt am: 31.03.2025, 10:47 Uhr.

Karl Krambeer

Mecklenburgische Sagen

Zweite, vermehrte Auflage, Ribnitz: Verlag von G. Demmler's Buchhandlung, 1926

<https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn189809408X>

Druck

Freier



Zugang



OCR-Volltext

MECKLENBURGISCHE SÄGER



von

Karl Krambeer.

Verlag von G. Demmlers Buchhandlung, Ribnitz.

Mecklenburgische Sagen

Gesammelt und bearbeitet
von

Karl Krambeer,
Nektor in Ribnitz.

Zweite, vermehrte Auflage.

Mit einem Titelbild von W. H. Demmler.

1926.

Verlag von G. Demmler's Buchhandlung, Ribnitz.

Mecklenburgisches
Wörterbuch.

Benuzte Werke:

1. Niederhöffer, Mecklenburgs Volkssagen.
2. Barth, Sagen, Märchen und Gebräuche aus Mecklenburg.
3. Gerling, Mecklenburgs Sagenschatz.
4. Studemund, Mecklenburgische Sagen.
5. Hesse, Die Geschichte der Stadt Doberan.
6. Gebrüder Ahrens, Bilderatlas zur mecklenburgischen Heimatkunde.
7. Mayr, Lebensbilder und Sagen aus Mecklenburg.
8. Fischer, Mecklenburgische Sagen der Vorzeit.
9. Wagner, Bilder aus der mecklenburgischen Geschichte und Sagenwelt.
10. Wossidlo, Aus dem Lande Fritz Reuters.
11. Dolberg, Küstenwanderung.
12. Zeitschrift „Die Heimat“.
13. Jahrbücher des Vereins für mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde.
14. Ritter, Deutschlands Wunderhorn.

Un Frau Sage!

1. Ergreife nun wieder den Wanderstab
und geh' zu den Hütten der Menschen hinab,
zu unsern Mädchen und unsern Knaben
und laß sie an Deinem Tisch sich laben.
2. Was Du erlauschtest an Brücken und Wegen,
auf Burgen und Bergen, auf Straßen und Stegen,
was Du in Kirchen und Klöstern erschaut,
das breite aus und künde es laut!
3. Was Du vernahmst am Abend und Morgen
von der Menschen Plage, von ihren Sorgen,
was Du hörtest in finstrer Mitternacht,
das werde von Dir offenbar gemacht.
4. Was man Dir raunte von Göttern und Geistern,
von bösen Hegen und Zaubermeistern,
von Teufeln und Drachen, von Riesen und Zwergen,
wollest Du kundtun und nicht verbergen.
5. Was Du erhorchtest von Liebe und Leid,
von Haß und Not in Kampf und Streit,
von klopfenden Herzen, bei brechenden Augen,
das wird für des Volkes Seele taugen.
6. So wandre, Frau Sage, denn froh und frisch
und decke an allen Orten den Tisch
und lasse alle die Großen und Kleinen
an Deinem reichlichen Mahl sich vereinen!

Karl Krambeer.

Inhaltsverzeichnis.

Seite

I. Sagen von verschwundenen Orten.

- | | |
|--|---|
| 1. Der Untergang der Stadt Ramm bei Lübtheen | 1 |
| 2. Das untergegangene Dorf Granzendorf | 3 |
| 3. Das zerstörte Dorf Zachlin bei Plau | 5 |
| 4. Die versunkene Kirche bei Bielank | 5 |

II. Gründungs-, Siedlungs- u. Schenkungssagen.

- | | |
|--|----|
| 1. Die Entstehung von Doberan | 7 |
| 2. Der Gründer des Dorfes Hohen-Lückow bei Rostock | 8 |
| 3. Der Ursprung von Brunshaupten | 10 |
| 4. Woher stammt der Name des Ortes Findenwirunshier? | 11 |
| 5. Der Ursprung des Namens Gadebusch | 13 |
| 6. Woher hat das Dorf Büssow seinen Namen? | 13 |
| 7. Der Name Godendorf | 14 |
| 8. Warum die Malchiner den Fangelturm bauen mußten | 14 |
| 9. Wie die Güstrower den Primer kriegten | 15 |

III. Sagen von wendischen Göttern.

- | | |
|---|----|
| 1. Der weißagende Kriegsgott von Röbel | 17 |
| 2. Das gestörte Göthenfest zu Rhetra | 18 |
| 3. Die Vernichtung des Sonnengottes Parchum | 19 |

IV. Sagen von dienstbaren Geistern.

- | | |
|----------------------|----|
| 1. Das Petermännchen | 21 |
| 2. Peter Püdd | 26 |
| 3. Der Klabautermann | 30 |

V. Klosterlegenden.

- | | |
|--|----|
| 1. Die goldene Wiege im Klostergebäude zu Neukloster | 32 |
| 2. Die beiden lebendig eingemauerten Mönche zu Parchim | 34 |
| 3. Kloster Doberan und der Heilige Damm | 35 |
| 4. Äbtissin Beatrice von Ribnitz und die goldene Krone | 37 |

VI. Glockensagen.

- | | |
|--|----|
| 1. Die versunkenen Glocken von Garwitz | 38 |
| 2. Die Dambecker Glocke in Röbel | 40 |
| 3. Die Blutspuren auf der ersten Glöde zu Warsow | 43 |
| 4. Die Glöde im See zu Sillten bei Sternberg | 46 |
| 5. Die Gloden aus dem Teufelssee bei Horst | 48 |
| 6. Die erste Kirchenglocke zu Bellahn | 52 |

7. Die Glocke von Schwaan	54
8. Die Glocken im Neustädter See	55
9. Der schwarze Bolle und die Glocken in Alt-Gaarz	55
10. Die Glocken im Teufelssee bei Güstrow	56
11. Glocken als Wegweiser	57

VII. Sagen vom Heiligen Blut.

1. Das Heilige Blut zu Doberan	58
2. Vom Heiligen Blut zu Kralow	61
3. Das Heilige Blut zu Güstrow	61
4. Vom Heiligen Blut zu Sternberg	63

VIII. Einige besondere Ereignisse des Mittelalters im Lichte der Sage.

1. Das Gottesurteil von Wittenburg	68
2. Her v. Hoben zu Wasdow bei Gnoien als Kreuzfahrer	70
3. Der schwarze Tod in Platschow bei Grabow	72

IX. Sagen von wundersamen Bäumen, Brunnen und Seen.

1. Der Hexenbaum von Ulrichshusen	74
2. Die in Eichen verwandelten sieben Nonnen von Ivenack	75
3. Die Wundereiche von Fahrenholz	75
4. Der Gesundbrunnen von Dänischenburg	77
5. Die Tiefe des Barrentiner Sees	77
6. Wie die Muränen in den Schalsee kamen	79
7. Der See bei Probst-Jeser	80

X. Raubrittersagen.

1. Raubritter Henning Bradenfierl	81
2. Ritter Martin von Waldensels in Gorlosen	84
3. Der Raubritter von Dasseln zu Boizenburg	86
4. Die Raubritter vom Vorwall bei Barrentin	88

XI. Teufelsagen.

1. Die Teufelsmühle bei Neubrandenburg	90
2. Das Teufelsgitter um den Taufstein der Marienkirche zu Wismar	91
3. Der vom Teufel geholte Bäcker zu Parchim	94
4. Der Teufelssee im Schlemminer Walde	95

5. Der Teufel und der Bächter	97
6. Der vom Teufel heimgesuchte Knecht aus der Rostocker Gegend	98
7. Die Teufelsbrücke im Galenbecker See bei Friedland	99
8. Der Teufel holt einen Kessiner Kartenspieler	102
9. Der dumme Teufel und der schlaue Küster zu Eldena	104
10. Der gepresste Teufel von Dreilützow	106
11. Dei Düwelsbanner	106
XII. Drachen- und Lindwurmsagen	
1. Der Drache in Prislich bei Grabow	108
2. Der Drache und die Kükensuppe	109
3. Der Drache zu Bresgard bei Grabow	110
4. Vom Lindwurm bei Neubrandenburg	113
XIII. Sagen von Hexen und Zauberern.	
1. Der Hexenritt von Spornitz	115
2. Die rote Ilse von Parchim	116
3. Die Hexe von Schwechow bei Prizier	117
4. Die Hexe von Eldena	119
5. Die Hexe von Benz	121
6. Die Hexe von Rostock	122
7. Das Hexenbannen	122
8. Die Hexe von Wustrow	123
9. Die Hexe von Dierhagen	124
10. Der Werwolf von Vietlübbe	124
XIV. Sagen von Nixen.	
1. Die Bernsteinnixe in der Müritz	126
2. Die Nebelnixe	126
XV. Sagen von Feuerbesprechern.	
1. Der Feuerbesprecher von Ribnitz	128
2. Der Feuerbesprecher von Stavenhagen	129
3. Der Feuertöter von Sponholz bei Neubrandenburg	129
XVI. Sagen vom wilden Jäger und der Fru Gauden.	
1. Der wilde Jäger Jenn	130
2. Der wilde Jäger bei Wismar	133
3. Wenn auf Poel „dei Wauld drifft“	135

	Seite
4. Der wilde Jäger Wode in der Schweriner Gegend	136
5. Die wilde Jägerin Frau Bauer und das weiße Weib in der Lewitz	137
6. Fru Gaur in Spornitz	138
7. Warum die Fru Gauden aus der Grabower Gegend verschwand	139
XVII. Sagen von Scheidegängern.	
1. Scheidegänger ohne besonderen Namen	140
2. Vom Zuchthans	141
3. Von Klas Panz	143
XVIII. Sagen von sonstigen Bösewichtern.	
1. Der Spötter von Wismar und seine Strafe	144
2. Allerlei Sonn- und Festtagschänder	145
3. Der lästernde Pächter von Niederhagen bei Növershagen	147
4. Der gottlose Poeler als Leuchte	148
5. Die hartherzige Poelerin	149
6. Peiter Kruse	150
7. Der Pinkerjünn	151
8. Der Mörder von Dresahl als Schimmelreiter	152
9. Der meineidige Ritter von Lassahn	158
10. Der gottlose Ritter von Fürstenberg	153
11. Der Verräter von Wesenberg	154
XIX. Riesen- und Zwergsagen.	
1. Die Hünentochter	155
2. Das Riesenkönigsgrab von Melkhof bei Prizier . .	156
3. Das Riesengrab in der Gegend von Hungerstorf bei Grevesmühlen	157
4. Der Riese von Wustrow	158
5. Der Riesensteine bei der Krappmühle	159
6. Die Unterirdischen im Lindenberge bei Penzlin . .	160
7. Die Unterirdischen in Brahlstorf	161
8. Der Unterirdische in Spornitz	162
9. Der Zwerg in den Poeler Wällen	163
10. Der Zwerg von Kritzmow	164
11. Der Zwergenprinz bei Blau	165
12. Zwergen bei dem Dorfe Malchow	166
13. Dei Buer un dei Ünnerirdisch	168

XX. Schatzsagen.

- | | |
|--|-----|
| 1. Der Glücksberg von Bellahn | 169 |
| 2. Das Geldgraben auf dem Wendenkirchhofe bei Dömitz | 171 |
| 3. Die Schätze des letzten Wendenkönigs | 172 |
| 4. Der Schatzwächter von Graal | 173 |
| 5. Der Schatzgräber von Grünow | 173 |
| 6. Der Schatzgräber von Garwitz bei Feldberg | 174 |
| 7. Die Kriegskasse im See zu Waktow bei Röbel | 175 |
| 8. Die Leuchte von Rethwisch | 176 |

XXI. Versteinerungssagen.

- | | |
|---|-----|
| 1. Der Schäferstein von Dammereez | 177 |
| 2. Der Steintanz bei Boitin | 178 |
| 3. Die in Steine verwandelten sieben Hirtenknaben zu Spornitz | 179 |

XXII. Denkmalsagen.

- | | |
|---|-----|
| 1. Jäger Brandts Kreuz in der Rostocker Heide | 181 |
| 2. Der Gedenkstein von Selow | 183 |
| 3. Das Lischen-Denkmal von Ivenack | 185 |

XXIII. Sagen von Liebe und Leid.

- | | |
|--|-----|
| 1. Das schöne Bleichermädchen von Wismar | 187 |
| 2. Das bleiche Mädchen von Rostock | 190 |
| 3. Grete Adrian | 191 |
| 4. Der Jungfernrod in Stargard | 192 |
| 5. Eine nächtliche Trauung in der Roten Kirche bei Hinrichshagen in der Woldegker Gegend | 193 |

XXIV. Sagen von verwünschten Prinzessinnen.

- | | |
|--|-----|
| 1. Die Prinzessin im Buchenberge bei Doberan | 195 |
| 2. Die Prinzessin im Buchenberge bei Warin | 195 |
| 3. Die verwünschte Prinzessin im Ruhner Berge | 196 |
| 4. Die verwünschte Prinzessin bei Alt-Strelitz | 197 |

XXV. Spott- und Hänselsagen.

- | | |
|---|-----|
| 1. Einige Teterower Stückchen | 199 |
| 2. Warum die Grevesmühlener Krähen heißen | 208 |
| 3. Marlower Geschichten | 209 |
| 4. Von dei Goldbarger un dei Ribnitzer Mückensprüters | 211 |
| 5. Blücher in Brüel | 212 |
| 6. Hagenower Sachen | 212 |
| 7. Dei Wesenbarger Königsschuh | 213 |



I. Sagen von verschwundenen Orten.

1. Der Untergang der Stadt Ramm bei Lübtheen.

Dort, wo heute das Dorf Ramm auf dem Sande ruht, war die ganze Gegend einst schön und prächtig wie ein Garten Gottes. Mitten in diesem Paradies lag die große Stadt Ramm.

Die Bewohner waren Ackerbauer, Viehzüchter, Handwerker und Kaufleute. Da der Boden äußerst fruchtbar war und die Rammer sich im Arbeiten nicht genug tun konnten, so wurden sie sehr wohlhabend, ja sogar reich.

Anfangs waren die Rammer noch biedere Leute, die dem bedrängten Bruder in der Nachbarschaft gern beisprangen und halfen. Doch bald versielen sie in Läppigkeit und Wohlleben. Laster häufte sich auf Laster. Es war keine Sünde so schändlich und keine Grausamkeit so groß, daß sie nicht von den Rammern begangen worden wäre. Die Stadt wurde ein richtiges Sodom und Gomorra.

Alle Umwohner waren empört über die himmelschreiende Bosheit der Rammer. Verzweifelt riefen sie oft: „Nein, dies kann nicht so weiter gehen! Herrgott, fahr' vom Himmel herab und vernichte die gottlose Stadt!“ Und das Gericht blieb nicht aus. Als das Maß der Sünde voll war, brach der Allmächtige den Stab über das neue Sodom. —

Es war Frühling geworden, das Gras war üppiger denn je emporgeschossen. Jeder freute sich auf den nahen Maitag,

wo die großen Viehherden auf die Weide getrieben werden und die mutigen Bullen ihre Kraft miteinander messen sollten. Dies Schauspiel zu genießen, das war für alle Rammer ein Fest.

Der Maitag kam; jedoch die Stiere stießen sich nicht, wie es früher der Fall gewesen war. Kein Tier erhob ein fürchterliches Gebrüll; kein Tier wühlte den Boden auf; kein Tier blieb tot auf dem Kampfplatz. Denn die Bullen kämpften einfach nicht. Man mochte sie reizen, soviel man wollte, sie verhielten sich ruhig wie ein Lamm.

Das ging den Rammern doch wider den Strich. Sie wurden furchtbar wütend, ergriffen einen der Stiere und zogen ihm bei lebendigem Leibe das Fell über die Ohren.

Der seiner Haut beraubte Bullen aber, obwohl über und über vom Blute triefend, verblutete nicht, sondern lebte zum Schrecken der gottlosen Leute fort. Ja, er tat nun, was sie gewünscht hatten. Er begann mit den andern Tieren einen so fürchterlichen und mörderischen Kampf, daß den frevelhaften Zuschauern das Herz im Leibe zitterte.

Es dauerte nicht lange, so hatte der schreckliche Bullen alle seine Gegner zu Boden gestreckt. Er sah sich nach neuen Gegnern um. Als aber niemand auf den Plan trat, erhob er ein grausen-erregendes Gebrüll, daß alles Vieh auf der Weide ängstlich nach den eben verlassenen Ställen zurückeilte. Auch die Vieh-besitzer rannten schleunigst der Stadt zu und beobachteten von ferne das Treiben des wahnsinnigen Tieres.

Die Rammer ahnten jetzt, daß ihnen der Untergang drohe. Aber kein Gebet kam über ihre Lippen.

Endlich hatte es den Anschein, als ob der Stier die Grenze der Feldmark verlasse. Nun gab man sich der guten Hoffnung hin, daß für diesmal wohl kein Unglück zu befürchten sei. Einige Rammer spotteten über ihre frühere Furcht und machten allerlei Witze. Manche führten sogar Lästerreden im Munde und sprachen: „Seht, dort geht der Rote, ob er wohl in die rote

Hölle zum roten Satan eilt? Na, einerlei, wir fürchten nicht Teufel noch Gott!"

Der Bolle aber war nicht gegangen, um die boshaftesten Stadt in Ruhe zu lassen. Er eilte nur, um von dem fetten Lehmboden der Rammer auf die benachbarten sandigen Acker zu kommen.

Sowie der Stier nun über die Grenze des Lehmbodens gesangt war, erhob er ein markenschüttendes Gebrüll. Dabei stampfte er mit den Füßen und wühlte Löcher in die Erde, so tief, wie die Totengräber sie zu machen pflegten.

Noch einmal hob der Bolle das Haupt nach der verfluchten Stadt empor. Dann begann er, die Erde mit seinen Füßen mit solcher Gewalt empor zu wersen, daß die Lust verfinstert wurde und der Sand nicht bloß über die Stadt Ramm und deren Feldmark, sondern weit darüber hinaus flog, sogar nach Quast und Jabel.

Diese übernatürliche Kraft brach sich erst, als die höchsten Gebäude der Stadt unter Sand gesetzt waren. Das geschah so schnell, daß nicht eine einzige Seele entrinnen konnte. Alle Rammer, welche ihr Heil in der Flucht versuchten, blieben im Sande stecken.

Sobald der Stier das furchtbare Gericht vollzogen hatte, legte er sich in der großen Höhle nieder, aus welcher er den Sand gescharrt hatte. Dann starb er. Starke Winde wehten die Grube zu; und fürchterliche Regengüsse schlemmten den Sand allmählich so fest, daß das Gerippe für ewig den Augen der Umwohner verborgen blieb.

2. Das untergegangene Dorf Granzendorf.

Nicht weit von Walkendorf bei Tessin lag früher das große Dorf Granzendorf. Längst ist es aber schon untergegangen; keine Spur ist mehr davon vorhanden.

Die Bewohner von Granzendorf waren böse Leute, die alles nahmen und raubten, was ihnen gefiel und wessen sie nur immer habhaft werden konnten. So war es ihnen denn auch möglich geworden, bei Nacht und Nebel aus der nahen Kirche zu Walkendorf eine Glocke zu stehlen und sie in ihrem Kirchturme aufzuhängen, wo sich bis dahin noch nicht eine Glocke befunden hatte. Dieser Kirchenraub sollte ihnen aber teuer zu stehen kommen.

Es brach nämlich einmal plötzlich in der Nacht Feuer in Granzendorf aus. Gewaltig stürmte der Wind und fachte das gierige Element auf das erschreckendste an, sodaß bald das ganze Dorf in lichten Flammen stand. Vergebens zog man die Sturmglecke, um die Bewohner der Umgegend zur Hilfe und Rettung herbeizurufen; aber niemand hörte sie, denn, o Wunder, die geraubte Glocke schwieg und wollte, so viel man sich auch anstrengte und abmühte, keinen Ton von sich geben. Und so blieben denn die entseßten Bewohner Granzendorfs in ihrer größten Not und Angst ganz allein auf sich angewiesen. Bald war das große, schöne Dorf nur noch ein rauchender Schutt- und Trümmerhaufen. Nichts war von demselben übrig geblieben als nur der Kirchturm mit der geraubten Glocke.

Die armen Abgebrannten siedelten sich in andern Dörfern und Gegenden wieder an. Ehe sie jedoch gingen, nahmen sie die freuentlich geraubte Glocke von dem Turme und versenkten sie in den Granzendorfer See, um dadurch, wie sie meinten, wenigstens in etwas ihr schweres Verbrechen zu sühnen.

Die versenkte Glocke ruht noch immer in der Tiefe des Granzendorfer Sees. Am Johannistage, mittags von zwölf bis ein Uhr, hört man sie läuten, doch nur dann, wenn man ein weißes Taschentuch in dem See auswäschst.

3. Das zerstörte Dorf Bachlin bei Plau.

Dicht am Plauer See, an dem von dort nach Ganzlin führenden Wege, stand vor dem Dreißigjährigen Kriege ein blühendes Dorf, Bachlin mit Namen. Tief versteckt in den Tannen und im Erlengebüsch, blieb es lange unentdeckt und von den Greueln des Krieges verschont.

Die Einwohner taten aber auch alles, um verborgen zu bleiben; so war beschlossen worden, daß alle ihre sämtlichen Haustiere töten sollten, damit der Feind nicht etwa durch ihr Schreien oder Lärm aufmerksam gemacht und also herangelockt werden könne. Ein Bauer, der einen ganz wunderhübschen Hahn hatte, handelte aber gegen den Gemeindebeschluß; denn er ließ seinen lieben Hahn am Leben und versteckte ihn auf dem Heuboden, wo er ihn reichlich mit Futter versorgte.

Einige Zeit ging alles ganz gut. Als jedoch der Bauer eines Tages das Füttern vergessen hatte, begann der hungrige Hahn plötzlich ein lautes Gekrähe, daß es weithin schallte. Unglücklicherweise hörten in der Nähe lagernde feindliche Truppen dies Hahnengeschrei. Sie gingen dem Schalle nach und fanden bald das unglückliche Dorf, welches sie nun, nachdem sie es geplündert und die Einwohner getötet hatten, bis auf den Grund niederbrannten.

4. Die versunkene Kirche bei Vielank.

Als Mecklenburg noch fast ganz von den heidnischen Wenden bewohnt war, befand sich im wilden Forst von Vielank, versteckt hinter dichtem Gestrüpp und Buschwerk, eine kleine Christengemeinde. Die Gemeindeglieder hausten, einsam und abgeschlossen von aller Welt, in ihren ärmlichen Hütten und gingen am Sonntag in ihr Kirchlein, das aus Holz und Lehm zusammengefügt war.

Mehrere Jahre blieb die kleine Ansiedlung unbekannt und unentdeckt. Kein wut- und racheschnaubender Heide näherte sich den Christen. Ruhig und zufrieden diente die Gemeinde in ihrer Abgeschiedenheit ihrem Gotte.

Endlich aber wurde ihr Versteck doch gefunden. Zwei Wenden, welche sich auf der Jagd tief im Walde verirrt hatten, fanden das bisher unbekannte Dörflein. Und nun dauerte es nicht lange, da zog ein wütender Heidenschwarm aus, die letzte Zufluchtsstätte der Christen zu vernichten und das Land von den fremden Eindringlingen, den Sachsen, zu befreien.

Gerade stürmte die wilde Rotte heran, als die kleine Gemeinde zum Abendgottesdienst in ihrer Kapelle versammelt war.

Aber Gott wollte nicht, daß sein Heiligtum entweiht werde, daß die Heiden diese wenigen Christen mordeten und ihre rohen Hände in unschuldiges Blut tauchten. Darum ließ er plötzlich sein heiliges Haus mit allen Andächtigen versinken; und vor den überraschten Feinden dehnte sich mit einem Male ein großer, tiefer Sumpf aus, der jedes weitere Vordringen verhinderte.





II. Gründungs-, Siedlungs- und Schenkungssagen.

1. Die Entstehung von Doberan.

Auf Veranlassung des Bischofs Berno stiftete Pribislav ums Jahr 1170 das Kloster Althof bei Doberan. Das erfreute die Christen, erbitterte aber die heidnischen Wenden. Allemal, wenn ein heidnisches Götterfest gefeiert wurde, sprachen die Priester zu den andächtig Versammelten: „Wie lange soll das christliche Kloster noch stehen? Unser große Gott Radegast fordert von Euch, daß Ihr den roten Hahn aufs Kloster setzt und alle Mönche dem Tode weiht! Also vormärts mit Radegast!“

Solche Rede, ständig wiederholt, wirkte. In einer dunklen Septembernacht wurde das Kloster von den aufgereizten Wenden überfallen und in Brand gesteckt. Die meisten der betenden und fliehenden Mönche wurden ergriffen und grausam hingemordet; nur wenige, darunter der Abt Konrad, konnten sich retten.

Der Abt begab sich nun wieder dahin, woher er gekommen war, nämlich nach Amelungsborn an der Weser. Hier suchte er aufs neue tüchtige Gehilfen fürs Wendenland heranzubilden. Nach einigen Jahren kam er abermals mit einer Schar junger, entschlossener Männer nach Mecklenburg.

Sofort nach seiner Ankunft bat der Abt den Fürsten Heinrich Borwin, Pribislavs Sohn und Nachfolger, ihm einen andern Platz für sein Kloster anzugeben. Denn an der alten Mordstätte zu Althof wollte er sich nicht wieder ansiedeln. Doch hatte er den heißen Wunsch, in der Umgegend des einstigen Klosters seinen Wohnsitz aufzuschlagen.

Was tat nun Heinrich Borwin? Er stellte die Wahl des Ortes in Gottes Hand. „Dort,“ sprach er, „wo ich heute bei der Jagd den ersten Hirsch erlegen werde, soll das neue Gotteshaus stehen.“ Er jagte und traf den Hirsch an der Stelle, wo sich die jetzige Doberaner Kirche befindet. Hier stürzte das prächtige Tier, von sicherer Hand getroffen, zu Boden.

Der Platz aber war sumpfig und moorig und schien als Baustätte für eine Kirche nicht geeignet zu sein. Man stand und ratschlagte, ob man nicht eine trocknere Gegend aussuchen solle. Als man noch unschlüssig hin- und herredete, erhob sich aus dem Moraste ein herrlicher Schwan, flog über den Platz hinweg und schrie mehrmals: „Dobre, dobre, dobre!“ Dies war ein wendisches Wort, welches auf deutsch soviel als „gut“ bedeutet. „Der Platz ist gut,“ so verstanden es Heinrich Borwin und seine Begleiter. Sie erblickten in dem Schwan einen Boten des Himmels, der den göttlichen Bescheid brachte, daß die Kirche doch an dieser Stelle erbaut werden solle.

Und so geschah es denn. Der Platz wurde zurecht gemacht, durch Pfähle und Felsen ein fester Grund gelegt und dann von den unermüdlichen Mönchen ein Klostergebäude nach dem andern errichtet.

2. Der Gründer des Hofes Hohen-Lukow bei Rostock.

Als Hohen-Lukow noch ein Bauerndorf war, wütete im Lande ein lange dauernder Krieg, der auch diese Gegend nicht verschonte. Ein feindlicher Kriegshause zog durch das Dorf, dessen Bewohner sich geflüchtet hatten. Nur ein Junge hütete sorglos die Schweine. Ihn griffen die Soldaten auf, um ihn als Wegweiser zu benutzen.

Der Knabe lief im Grunde auch gern mit. Denn Vater und Mutter waren tot, Schwestern und Brüder hatte er nicht,

und von dem Bauern, bei dem er diente, bekam er mehr Schläge als Brot.

Die neue Lebensweise behagte dem früheren Schweinehirten nicht übel; und es zog ihn nicht im mindesten nach seiner Heimat zurück. Als er größer wurde und sein Arm stark genug war, ein Schwert zu führen, griff er selbst zum wilden, unsteten Kriegshandwerk. Dabei schien ihn das Glück zu suchen. Denn er brachte es bald zum Kriegsobersten, Ritter und Edelmann.

Als er eine Reihe von Jahren gedient hatte, sehnte er sich nach Ruhe und erinnerte sich dabei seiner alten Heimat. Er hatte sich während seiner Kriegerlaufbahn ein bedeutendes Vermögen erworben und gedachte nun, sich daheim ein Gut zu kaufen.

Die Leute von Hohen-Lukow machten große Augen, als sie den fremden Obersten bei sich einkehren sahen. Noch mehr staunten sie, als sie vernahmen, daß der vornehme Herr einstmals Schweinejunge in ihrem Dorfe gewesen sei. Als es aber gar erst hieß, daß der ehemalige Hütejunge und jetzige Herr Oberst dem im Kriege verarmten Edelmann Hohen-Lukow abkaufen und statt des verfallenen Schlosses ein neues, prächtiges aufführen wolle, da war des Verwunderns kein Ende. Es hatte aber alles seine Richtigkeit.

Während des langen Krieges waren einige Bauernfamilien ausgestorben. Da deren Hufen wüst dalagen, so zog sie der neue Herr ein und legte damit den Grund zu dem jetzigen Hofe Hohen-Lukow.

Als der Oberst starb, hinterließ er als Erben einen Sohn. Der war das gerade Gegenteil von seinem Vater. Er dachte nur daran, das wieder unter die Leute zu bringen, was sein Vater ängstlich zusammengescharrt hatte. So konnte es nicht fehlen, daß er mit dem Bettelstab abziehen mußte.

Dem Vater aber ließ dies Schicksal seines Sprößlings keine Ruhe. Er trieb als Poltergeist im Rittersaal sein

Unwesen und ängstigte die Leute, die in den anstoßenden Gemächern übernachteten, so sehr, daß sie es vorzogen, das unheimliche Schloß zu meiden.

3. Der Ursprung von Brunshaupten.

In den Diedrichshäger Bergen oder in der Kühlung gab es in alten Zeiten manch schönes Versteck. Dort hatte auch ein Seeräuber, namens Bruhns, der sein Unwesen auf der Ostsee trieb und den Seehandel beunruhigte, seine Behausung.

Als aber Rostock in den Hansabund aufgenommen worden war, wurde auch von hier aus Jagd auf die Wegelagerer zur See gemacht und Bruhns dabei gefangen genommen.

In der Not versprach der Seeräuber, daß er sein bisheriges Geschäft aufgeben wolle, wenn er aus der Gefangenschaft entkommen sollte. Auch gelobte er, unweit des Ortes, wo er seine Schlupfwinkel gehabt hatte, eine Kirche bauen zu wollen.

Bruhns kam frei und fand auch seine Waffen und Schäze wieder. Sein Gelöbnis war kein bloßer Notschrei gewesen; denn er ging alsbald aus, einen passenden Platz für seine Kirche zu suchen. Ein kleines Flüßchen, das von den Diedrichshäger Bergen herunterkam und dicht am Strande in einen Warnowarm mündete, zog seine Aufmerksamkeit auf sich. Wie er am rechten Ufer dieses Flüßarms entlang ging, fand er den geeigneten Ort für seinen Bau.

Wenn die Kirche auch nicht groß geriet, so wurde sie doch recht stark gemauert. Sie reichte für die damalige, nicht zahlreiche Gemeinde vollkommen aus. Auch der kleine, ganz aus Holz gebaute Turm genügte den Christenleuten.

Der einstige Seeräuber Bruhns aber schlug der Kirche gegenüber seine Hütte auf, fing ein ordentliches Leben an und nährte sich manches Jahr redlich vom Ackerbau.

So entstand das Dorf Bruhnshof, woraus später Bruns- höfen und endlich Brunshaupten geworden ist.

4. Woher stammt der Name des Ortes Findenwirunshier bei Dömitz?

a.

Ein Fürst von Mecklenburg kehrte von der Jagd zurück. Unterwegs fand er seinen früheren treuen Diener wieder. Voller Freude sprang er vom Pferde und rief, ihn zu gleicher Zeit umarmend: „Finden wir uns hier!“ Der alte Diener siedelte sich darauf hier an, und der Fürst befahl, diese Ansiedlung „Findenwirunshier“ zu nennen.

b.

Zwei Brüder hatten, durch die Entdeckung einer schauderhaften Tat in ihren Familien veranlaßt, sich nicht nur ewige Feindschaft, sondern den Tod geschworen, falls sie sich je wieder träfen. Beide dienten als Offiziere in fremden Armeen. Da führte das Schicksal sie unerwartet zusammen, den einen von Berlin, den andern von Hamburg her. Mit den Worten: „Finden wir uns hier?“ und mit gezückten Schwertern stürzten sie aufeinander los und töteten sich gegenseitig. Als später an der Stelle eine Mühle erbaut wurde, gab man ihr den Namen „Findenwirunshier“.

c.

Zur Zeit des Rittertums lebten in Mecklenburg zwei Ritter, welche Brüder waren. Beide verliebten sich in ein ihnen benachbartes hübsches Edelfräulein; und jeder suchte ihre Hand zu gewinnen. Das Fräulein aber wollte keinem wehetun und deshalb auch nicht wählen, sondern sprach: „Ihr seid noch jung, zieht fort und erwerbt Lorbeeren, und wenn Ihr zurückkehrt, soll der Würdigste mein eigen werden!“

Die Brüder aber trennten sich in bitterer Feindschaft und schworen sich den Tod, falls sie einmal zusammen träfen.

Beide nahmen Kriegsdienste bei Fürsten, die sich feind waren und Krieg miteinander führten. Es wurden mehrere

Schlachten geschlagen; aber der Brüder sehnlicher Wunsch, sich in derselben zu begegnen, wurde nicht erfüllt.

Endlich trafen sich die Brüder in der Nähe von Dömitz an einer Stelle, wo zwei bedeutende Landstraßen sich kreuzen. Mit dem Rufe: „Finden wir uns hier?“ zogen sie ihre Schwerter aus den Scheiden und stürzten aufeinander los. Ein furchterlicher Kampf begann. Beide fielen.

Den Ort aber, wo dieser gräßliche Brudermord geschah, nannte man zur ewigen Erinnerung „Findenwirunshier“.

d.

Zwei Brüder hatten das Müllerhandwerk erlernt und durchreisten als Gesellen vieler Herren Länder miteinander und erwarben sich auch auf ihrer Wanderung große Reichtümer. In einer großen Stadt, wo einer Festlichkeit wegen eine große Menge Menschen in den Straßen wogte, wurden die Brüder in einem Gedränge voneinander getrennt. Sie durchwanderten die Straßen und Gänge des Tages wohl mehr als einmal, aber fanden sich nicht wieder. Da, als alles Suchen vergeblich war, trat jeder schweren Herzens die Weiterreise an; denn er wußte ja nicht, ob er den geliebten Bruder in dieser Welt je wieder sehen würde. Mehrere Jahre darauf trafen einmal nahe bei Dömitz an einem Kreuzwege zwei Handwerksburschen zusammen. „Finden wir uns hier?“ riefen beide fast zu gleicher Zeit und fielen dann einander in die Arme. Es waren jene beiden Brüder, die sich so plötzlich, ohne vorher Abschied von einander nehmen zu können, hatten trennen müssen, dann jahrelang gesucht hatten und nun wieder fanden. Sie bauten dort eine Mühle und nannten den Ort zum Andenken an jenes glückliche Wiederfinden „Findenwirunshier“

5. Der Ursprung des Namens Gadebusch.

An der Stelle, wo sich jetzt das Gadebuscher Amtsgebäude befindet, lag früher eine Burg. Die Besitzer waren arge Strolche und Räuber.

Man konnte ihnen auch so leicht nichts anhaben, weil ihre Burg auf einer Insel mitten im See lag. Die Räuber besaßen ein Schiff, um von ihrer Insel an das Seeufer zu gelangen; und jedesmal, wenn die Menschen, die am Ufer des Sees nordwärts von der Insel eine Ansiedlung gegründet hatten, das Schiff von der Insel abfahren sahen, riefen sie einander zu: „Gah tau Busch, hei küimmt!“

Sie meinten den Raubritter und flüchteten bei seinem Herannahen in die Büsche und Wälder, um ihr Leben in Sicherheit zu bringen.

6. Woher hat das Dorf Züsow seinen Namen?

Als das Dorf Züsow bei Neukloster erbaut werden sollte, konnten sich die Klosterleute nicht einig werden, wie es heißen sollte. Darum zogen mehrere Mönche in feierlichem Zuge zum Walde in der Hoffnung, daß ihnen dort wohl ein Name offenbart würde. Sie hatten sich auch nicht getäuscht. Mitten im Walde erschien ihnen ein Engel in Frauengestalt. Der senkte sich auf einen Stein hinab, stand auf diesem mit einem Fuße, erhob sich aber nach einem Augenblick, betrachtete den Stein und rief dann mit lauter Stimme: „Züso, Züso, Züso!“ d. h.: „Zü so, sieh so!“

Die Erscheinung verschwand. Als die Mönche aber auf den Stein blickten, sahen sie eine frisch eingetretene Frauenspur. Sie betrachteten dies als ein Zeichen vom Himmel, daß das Dorf Züsow heißen solle. Und dieser Name ward auch sofort von allem Volke angenommen.

Das Dorf heißt noch heute so; und der Stein liegt noch auf der alten Stelle und heißt der Frauenstein. Einen in der Nähe befindlichen Berg nennt man den Frauenberg.

7. Der Name Godendorf.

Das Dorf Godendorf bei Fürstenberg hat früher einen andern Namen gehabt, aber einen so häßlichen und unanständigen, daß man ihn anstandshalber gar nicht nennen kann.

Als einst einer unserer mecklenburgischen Herzöge durch dies Dorf fuhr, da fragte der leutselige Herr ein junges, am Wege stehendes Mädchen: „In wat för 'n Dörp bün ick hir?“ Das gewiigste Mädchen, das des Landesfürsten Frage ganz richtig verstand, aber zu schamhaft war, des Dorfes häßlichen Namen zu nennen, tat, als verstehe es nicht recht, und erwiederte schnell: „In 'n goden Dörp!“

Dem Herzog, der den wahren Namen des Dorfes wohl kannte und das Mädchen nur auf die Probe hatte stellen wollen, gefiel diese gute Antwort so sehr, daß er befahl, das Dorf von nun an „Godendörp“ zu nennen, woraus dann später Godendorf entstanden ist.

8. Warum die Malchiner den Fangelturm bauen mußten.

Einst luden die Malchiner den Freiherrn von Kummerow zu einem Feste nach ihrem Rathause. Die Ländereien dieses Ritters zogen sich nämlich damals noch bis ans Mühlentor von Malchin; und schon lange war es der Wunsch der Bürgerschaft gewesen, diese Wiesen und Felder wenigstens bis zum Kummerower See zu erwerben.

Als nun die Stadtherren mit dem Herrn von Kummerow so fröhlich auf dem Rathause feierten, fragte ein Ratsherr den Ritter: „Herr Ritter, wollt Ihr uns nicht Eure Ländereien

bis zum Kummerower See verkaufen?" Über diese Worte lachte der Ritter und rief: „Jawohl, wenn Ihr nur soviel Geld hättest! Aber ich will Euch soviel schenken, als Ihr diese Nacht von 12 Uhr bis morgens 4 Uhr mit einem Paar Zugochsen umhaken könnt. Doch müsst Ihr zu meinem Andenken am Mühlentor einen Turm bauen und daran mein Wappen anbringen. Wenn Ihr aber den Turm niederreißt, so gehört das Feld meinen Nachkommen.“ Die Malchiner waren mit allem einverstanden und gaben dem Kummerower darauf feierlich Brief und Siegel.

Nachts um 12 Uhr hakten nun die Malchiner Bürger los und zogen eine Furche von Malchin bis Duckow, einem kleinen Dörschen, eine halbe Stunde von Malchin entfernt, von da bis zum Kummerower See und dann in einem weiten Bogen bis Malchin wieder zurück. Gerade, als es vom Turme 4 Uhr schlug, gelangten sie ins Mühlentor.

Dieser Turm, Fangelturm genannt, da er früher als Gefängnis diente, steht noch heute, obgleich das Wappen daran schon längst verwittert ist. Einst wollten die Malchiner den Turm niederreißen lassen, um die Steine zum Rathausbau zu benutzen, doch da rief ein alter Bürger: „Daut dat nich, dei Kummerowsch kickt all ut dei Auken!“ Da wurden sie der alten Urkunde eingedenk und ließen den Turm stehen.

9. Wie die Güstrower den Primer kriegten.

Vor mehreren hundert Jahren luden die Güstrower ihren Nachbar, den Herrn von Penz, zu einem Festmahl aufs Rathaus. Dem Ritter aber gehörte der große Primerwald, den die Bürgerschaft gern durch Kauf erwerben wollte. Deshalb fragten die Bürger, als sie grade beim besten Trinken waren, ihren Gast, ob er den Wald verkaufen wolle. „Jawohl,“ rief der Ritter, „wenn Ihr binnen einer Stunde einen Scheffel,

mit lauter einzelnen Pfennigen angefüllt, zusammenbringt und mir übergebt, so sollt Ihr den Wald haben.“ Noch war die Stunde nicht vergangen, so hatten die Güstrower schon die bestimmte Summe zusammen; und der Wald war nun ihr Eigentum und ist es geblieben bis auf den heutigen Tag.





III. Sagen von wendischen Göttern.

1. Der Weissagende Kriegsgott von Röbel.

Als die Gegend von Röbel noch Rusch und Busch war, befand sich dort tief im deutschen Walde in einer Erdspalte die Göthenfigur des Kriegsgottes Rabal.

Weil dieser Göze die Zukunft voraussagen konnte, so zogen aus weiter Ferne die Menschen heran, um ihn zu verehren und um Rat zu fragen. Alle brachten wertvolle Geschenke mit und legten sie in die Hände der Priester.

Der Göze war so gebaut worden, daß er die Fähigkeit hatte, sich umzudrehen und mit dem Kopfe zu nicken. Sollte ein Fragender im Kampfe siegen, so bewegte der Rabal den Kopf. Sollte das Gegenteil der Fall sein, so kehrte der Heidentgott sich um und zeigte den Rücken.

Da die Vorhersagungen des Gottes fast immer eintrafen, so stieg sein Ansehen immer höher. Die Priester aber wurden von den vielen Opfergaben reich und vererbten ihre Schätze und ihr Amt auf ihre Kinder.

Als die Reichtümer sich ins Ungeheure gemehrt hatten, bauten sie einen herrlichen Tempel und stellten darin das Göthenbild auf. Auch ließen sie für sich und ihre Familien viele Gebäude aufführen und erwarben große Ländereien.

Sobald aber das Christentum Eingang fand, war es mit der Herrlichkeit und mit den Weissagungen Rabals vorbei. Der Göze wurde abgebrochen und im Fundamente der altsädtischen Kirche zu Röbel vermauert.

2. Das gestörte Gözengfest zu Rhetra.

In der Gegend des Tollense-Sees, nämlich in dem alten Rhetra, hatte der Hauptgott der Wenden, der Radegast, seinen Tempel. Der Göze war so groß wie ein achtzehnjähriger Jüngling. Er war aus purem Golde angefertigt und stand auf einer tonnenförmigen Säule von reinem Golde.

Hier feierten die Wenden manch glänzendes Opferfest. Als aber die Boten des Evangeliums durchs Land zogen, wurde die Zahl der Gözendiener kleiner; und mancher von ihnen ahnte den Untergang des Heidentums.

Doch so rasch kam er noch nicht. Mochten auch viele Wenden ihren Nacken unter das Joch Christi beugen, es geschah nur widerwillig, weil die Sachsen sie mit harter Faust zwangen. Sobald die Zwangskirchen den Druck nicht mehr fühlten, sobald die Sachsen abgezogen waren, verfluchte jeder Wende das Kreuz und diente wieder dem goldenen Radegast.

Eines Tages hatten die Wenden sich in einem furchtbaren Aufstande wieder von ihren Feinden freigemacht. Es herrschte eine gewaltige Freude. In ihrem Sieges- und Freudenrausch eilten die Wenden nach Rhetra, um dem Radegast einige Christengesangene als Opfer darzubringen.

Voll wilder Gier stand das Volk um den Opferstein. Jetzt wurde ein Gesangener herangeführt. Nackt, am ganzen Körper zitternd, leichenbläß trat der arme Christenmensch an den Stein heran. Ein paar kräftige Arme packten das Opfer und warfen es rücklings auf den Stein, daß der Kopf nach unten hing. Dann ergriff der Oberpriester das Opfermesser und durchschnitt die Kehle des Unglücklichen. Ein gellender Schrei! Rieselnd lief das Blut vom Stein in den Opferkessel.

Plötzlich erscholl der Schreckensruf: „Herzog Heinrich der Löwe zieht mit einem großen Sachsenheere zur Rache herbei!“

Das war wie ein Donnerschlag aus heiterer Lust. Nun stob der ganze Wendenschwarm auseinander. Die Gözenpriester fassten das schwere Radegastbild, luden es auf einen Karren und suchten im Sumpf und Bruch zu entfliehen.

Doch man schaffte das Bild nicht weit, weil der Feind schon zu nahe war. In der Trennelkoppel, einem tiefen Moraste, mußte man es verstecken, um nur selbst das nackte Leben zu retten.

3. Die Vernichtung des Sonnengottes Parchum im Sonnenberge bei Parchim.

Einst wandelten in der Gegend Parchims die Verkünder des Evangeliums. Da verließen viele Wenden die heidnischen Altäre, doch nur für kurze Zeit.

Bald schauten sie wieder verlangend nach dem Sonnenberge empor, dort oben prangte das hohe und große Bild des Gözen Parchum. Er war mit blanken, goldenen Spangen behängt; und auch sein Schild war aus lauterem Golde.

Jetzt löste wieder ein Gözengest das andere ab. Und reiche Gaben wurden zu den Füßen Parchums niedergelegt.

Eines Tages aber erschien ein Kriegshause Heinrichs des Löwen vor der Burg, die in den Sümpfen nahe beim Sonnenberge lag. Die Sachsen riefen: „Den Tod oder Christum, wählt!“ Die Wenden wollten keins von beiden. Sie mehrten sich darum in den Morästen an der Elde aufs tapferste gegen die Bedroher ihrer Götter. Viele Freunde und Feinde mußten ins Gras beißen; und an manchen Stellen wurde das Wasser der Elde vom Blute rot gefärbt.

Doch auch der größte Heldenmut nützte den Heiden nichts. Endlich wehte von dem höchsten Turme der Burg die Siegesfahne des Kreuzes. Was von den Wenden noch lebte, flüchtete

in den Buchenhain am Sonnenberge, hob flehend die Hände zum Gözen empor und rief: „Großer Parchum, errette uns von den Feinden, zermalme die mächtige Christenschar!“

Und als sie sahen, daß sich ihr Wunsch nicht erfüllte, verwandelte sich ihr angstvolles Flehen in frechen, bitteren Spott. Mit blutigem Hohne riesen sie dem Götte zu:

„Wenn unsrer Brüder Schilde brechen,
wo, Gott Parchum, bleibt dann zum Schutz Dein Schild?
Und willst Du nicht die Toten rächen,
was nützt Du uns als totes Bild?“

Jetzt legten die Kühnsten aus dem Schwarm die Hand an ihren Sonnengott. Und unter Dröhnen und Krachen stürzte der Koloß zusammen.

Plötzlich öffnete sich die Erde. Ein gewaltiger Rachen gähnte den Frevlern entgegen. Aus dem tiefem Schlunde stieg eine rote Flammenglut, beleckte mit gierigem Munde das Bild und riß es in des Feuers Glut hinein.

Jetzt schlossen sich die Wände der Öffnung. Tiefe Stille herrschte rings umher.

Der Haufe aber stand sprachlos und versteinert daneben. Alles Leben schien in ihm erstorben. Alles lauschte und schwieg. Dann aber erscholl aus einigen Kehlen der laute Gesang:

„Heil Dir, Du Gott der Christenheit,
Dir weih'n wir uns für alle Zeit!“





IV. Sagen von dienstbaren Geistern.

1. Das Petermännchen.

Dort, wo heute das Schweriner Schloß steht, befand sich einst die Tempelburg des Heidengottes Swarog. Der wurde weit und breit hoch geachtet und verehrt. Als aber die Christusboten durchs Land zogen, floh der Heidengott in die Tiefen des Weltmeeres. Zurück ließ er seine Diener, die Geister. Als auch das Heiligtum am Schweriner See in Trümmer fiel, entwichen auch diese getreuen Helfer und nahmen ihren Wohnsitz im Petersberg. Das Petermännchen war der einzige, der auf seinem alten Platze ausharrte.

Das Auftreten Petermännchens war verschieden. Manchmal erschien es als alter Mann, dessen Gesicht voller Runzeln war. Es trug einen weißen, spitzen Bart, der bis zur Brust reichte. Sein langer, schwarzer Rock mit engen Ärmeln ging bis zu den Füßen. Um den Hals hatte es einen weißen Kragen und auf dem Kopfe ein Barett oder eine Kappe.

Manchmal zeigte sich das Petermännchen auch als ein mittelalterlicher Reitersmann mit flottem Schnurrbart. Es trug dann ein kurzes Wams und hohe Reiterstiefel mit Sporen, weiter einen Degen und einen Federhut und endlich ein großes Schlüsselbund in seinem Gürtel.

Der Hausgeist liebte es, die Farbe seiner Kleidung zu wechseln. Gewöhnlich ging er in grauem Gewande umher. Gab es Krieg, so trug er ein rotes Gewand; starb jemand, so sah man ihn kohlschwarz.

Aber so sehr das Petermännchen in seiner Kleidung auch für Abwechselung sorgte, so sehr auch seine Herren wechselten und ihre Burgen und Schlösser sich änderten, in seinem innersten Wesen und Sinn blieb der Hausgeist sich gleich. Er diente seinen Schloßherren mit unermüdlicher Treue, plagte fremde Eindringlinge, strafte die schlechten Leute und belohnte die guten. —

Daß dem Petermännchen die unrechtmäßigen Herren höchst zuwider waren, erfuhr Wallenstein. Als dieser auf dem Schweriner Schloß eingetroffen war und sich alles angesehen hatte, gefiel es ihm so wohl, daß er gedachte, sich dort häuslich einzurichten. Aber er hatte nicht mit der Feindseligkeit des Petermännchens gerechnet. Sobald der große Feldherr sich ermüdet zur nächtlichen Ruhe hingelegt hatte, plagte und zwickte ihn der Hausgeist die ganze Nacht hindurch. Bald warf er die Stühle um, bald zog er dem Schläfer die Bettdecke weg und segte damit im Zimmer umher. Der ohnehin sehr abergläubische Herzog befürchtete großes Unheil und rief nach seinem Sterndeuter und Vertrauten Seni. Obwohl dieser den Eroberer beruhigte, so ließ sich der Friedländer doch sein Nachtlager in einem andern Flügel des Schlosses bereiten.

Allein in der nächsten Nacht erwachte der Wallenstein aus diesem Schlafe. Denn in seinem Zimmer ließ sich ein gleichmäßig scharrendes Geräusch hören. Der Mond schien, und bei dem unsicherer Lichte sah der erschrockene Herzog, daß das Petermännchen sich ihm mit drohend gezücktem Schwerte näherte. Wallenstein streckte der Erscheinung wie zum Schutze den Arm entgegen.

In demselben Augenblicke löste sich das große Bild des rechtmäßigen Herzogs, das über dem Bette an der Wand hing, vom Nagel los und begrub den Feldherrn unter sich. Petermännchen verschwand hohnlachend.

Der Diener Wallensteins, durch den Angstruf seines Herrn erschreckt, stürzte herein und befreite den Machthaber von der Last des Bildes. Schon am nächsten Tage verließ Wallenstein Schwerin und betrat nie wieder das verwünschte Schloß. —

Nicht besser als dem Herzog von Friedland erging es dem französischen Statthalter Laval. Als in der Franzosenzeit überall die mecklenburgischen Wappen von den öffentlichen Gebäuden heruntergerissen und durch die französischen Adler ersetzt wurden, nahm der hochmütige Fremde seinen Sitz im Schlosse. Aber das Petermännchen machte ihm das Leben sauer. Der empörte Kleine gab dem Franzosen derbe Püffe und Stöße und verabsfolgte ihm gehörige Mausschellen und Ohrfeigen. Auch die Diener wurden ununterbrochen geneckt und gepeinigt. Doch kein Franzose sagte von allem ein Wort, weil er nicht zum Gespött der Mecklenburger werden wollte. —

Schlechtigkeiten konnte das Petermännchen auf den Tod nicht ausstehen. Einmal wurde im Schlosse ein bedeutender Diebstahl an Schmucksachen verübt. Der Verdacht fiel auf einen alten Diener, der sofort ins Gefängnis geworfen wurde. Nur Petermännchen hatte den wahren Täter gesehen. Es besuchte daher den unschuldig Gefangenen, tröstete ihn und brachte ihm schöne Speisen und warme Decken. Dem Diebe aber setzte es arg zu und riss ihm von den gestohlenen Sachen ein Stück nach dem anderen aus der Tasche und streute sie hinter ihm her, so daß andere es sahen und die Sache bald ans Tageslicht kam. —

Ein andermal begab es sich, daß ein verdorbener und häßlicher Schloßbeamter sein Auge auf ein schönes Mädchen geworfen hatte, welches die Tochter eines fürlschen Gartenknechts war. Das Mädchen wies alle Anträge und Geschenke des Wüstlings zurück. Es wollte brav und arm bleiben, aber nicht schlecht werden. Doch die steten Abweisungen erregten den sinnlichen Menschen aufs höchste. Er bot alles auf, das

schöne Kind in seine Gewalt zu bekommen. Endlich gelang es ihm und seinen bezahlten Helfershelfern durch allerlei Kniffe und Ränke, das arglose Mädchen in ein entlegenes Zimmer des Schlosses zu locken. Schnell schloß er die Tür hinter sich zu, sprach zu dem jungen, unerschrockenen Ding von seiner heißen Liebe und wurde zuletzt sehr aufdringlich. Das arme Geschöpf rief in seiner größten Angst um Hülfe. Aber der abscheuliche Mensch hatte schon Vorsorge getroffen, daß niemand erschien. Da flog plötzlich die Tür auf, und der Beamte bekam einen so derben Schlag ins Gesicht, daß er besinnungslos niedersank. Das Petermännchen aber führte das Mädchen nach Hause. Dort angelangt, fand das standhafte Kind in seiner Tasche eine Handvoll blanker Goldstücke. —

Daß das Petermännchen Standhaftigkeit, Fleiß und Treue belohnte, erfuhr auch ein junger Gardist, der in den inneren fürstlichen Gemächern Wache hatte. Mit lüsternen Augen betrachtete der Soldat die vielen Kostbarkeiten. Gern hätte er sich ein schönes Stück angeeignet.

ogleich beschloß das Petermännchen, die Treue des jugendlichen Kriegers einmal auf die Probe zu stellen. Es erschien deshalb plötzlich in dem Zimmer und forderte den zuerst hierüber ganz Erschrockenen auf, doch einige der schönen Sachen in die Tasche zu stecken und mit sich nach Hause zu nehmen, da es niemand merken werde. Der junge Mann aber weigerte sich entschieden und war trotz alles Zuredens des Geistes nicht zu bewegen, das Geringste zu entwenden; vielmehr bat er seinen Versucher, ihn in Ruhe zu lassen und sich zu entfernen.

Herzlich freute sich das kleine Männchen über diese Festigkeit und Treue des Soldaten; es belobte ihn deshalb und bat ihn zugleich, sobald er abgelöst sein würde, ihm eine Gefälligkeit zu erweisen, wobei gar keine Gefahr zu befürchten, wohl aber ein schöner Verdienst zu erwarten sei.

Der Soldat willigte ein und trat, sobald er frei war, mit seinem wunderbaren Begleiter eine seltsame Wanderung an. Der Zwerg führte ihn durch mancherlei unterirdische Gänge und Gemächer, welche er mit einem Schlüssel öffnete, den er an seinem Gürtel trug. Zuletzt wurde in einem großen Zimmer halt gemacht. Hier reichte das Petermännchen dem mutigen Gardisten ein altes Schwert und sprach zu ihm: „Sieh hier dies Schwert, ein Ahnherr des Wendenfürsten Niklot stieß es in blinder Wut einem alten Christenpriester ins Herz. Unschuldiges Blut klebt an der Waffe und wird so lange daran kleben, bis es der Hand eines unbefleckten Christenjünglings gelungen sein wird, sie davon zu reinigen. Du weißt ja mit Waffen umzugehen, mein Kind, mach mir das Schwert blank, recht blank; dort auf dem Tische findest Du alles, was zu Deiner Arbeit erforderlich ist.“

Der junge Mann machte sich sogleich an die wohlbekannte Arbeit, die ihm auch ganz vorzüglich zu gelingen schien, denn bald blitzte und funkelte die alte Waffe, daß es eine rechte Freude war. Nur ganz unten an der Spitze des Schwertes befand sich noch ein Rostfleckchen, weshalb der Soldat aufs neue zu puhen und schleifen begann, um auch diesen zu vertreiben. Mit sichtbarer Freude sah das kleine Männchen dem emsigen Bemühen und Fleiße des Jünglings zu, dem es jetzt gelungen war, auch den letzten Flecken bis auf einen ganz kleinen Punkt zu entfernen. „Nun noch eine Weile, mein Sohn,“ rief das Petermännchen ermunternd dem Krieger zu, „oh, noch einmal rüstig an die Arbeit!“

Plötzlich erfolgte ein gewaltiger Donnerschlag. Der Geist versank in die Erde, dem Soldaten schwanden die Sinne. Als dieser später, wie aus einem Traum erwachend, wieder zu sich kam, befand er sich allein wohl und gesund am Schloßhöfe.

In seiner Tasche aber fühlte er etwas Schweres; es waren drei Stangen herrlichen, gediegenen Goldes, der Lohn des guten Petermännchens für den ihm geleisteten Dienst.

Der Soldat aber verschwieg sein Abenteuer. Als er ausgedient hatte, kaufte er sich ein schönes Gut, nahm sich ein braves Weib und lebte herrlich und in Freuden. Kurz vor seinem Tode erst erfuhren es seine Kinder, wem sie eigentlich ihr schönes Erbe zu verdanken hatten.

2. Peter Bück.

In der Gegend der Schweriner Klosterstraße stand einst ein Franziskanerkloster.

Als einmal zwei Mönche dieses Klosters von einer Lübecker Reise heimkehrten, verirrten sie sich unterwegs und kamen spät abends auf dem Hofe Klein-Briüt an, wo sie bei dem Herrn von Halberstadt gastliche Aufnahme fanden.

Nachdem die beiden Geistlichen ihren Hunger und Durst gestillt hatten, ließ sie der gastfreie Wirt nach einem Zimmer führen, das zwar herrliche, weiche Betten hatte, aber seit einiger Zeit auch einen bösen Geist beherbergte, der die Schläfer dauernd neckte und peinigte. Der Herr von Halberstadt wollte nun einmal sehen, ob der Störenfried auch wohl die frommen Brüder zu belästigen wage.

Die Mönche, herzlich müde von der Reise, verrichteten zuerst ihr Gebet, eilten dann in die Federn und schlummerten auch schnell ein. Doch es dauerte nicht lange, da warf der böse Geist mit größter Geschwindigkeit ihr Lager um und richtete es darauf ebenso schnell wieder auf. So kam es, daß die frommen Väter bald unter, bald auf dem Bette und dann wieder mit den Füßen zum Kopfende desselben lagen.

Eine solche Behandlung verdroß die beiden geistlichen Herren nicht wenig. Deshalb bedrohte der ältere, der auch zugleich Vorsteher seines Klosters war, den bösen Geist und sprach: „Laß uns zufrieden, schlechter Geselle, versuche Deinen Handel, wo Du willst, uns aber vergönne zu ruhen.“

Der Schalk achtete jedoch nicht darauf, sondern beunruhigte die Mönche aufs neue. Da nahm der Pater abermals das Wort und sprach, diesmal begütigend: „O halte doch Frieden, mein guter Freund, und höre auf, uns beschwerlich zu sein, ich bitte Dich darum.“

Als der Geist diese freundliche Anrede hörte, antwortete er: „Wenn Du mich zu Deinem Diener mieten willst, so will ich Dir und Deinen Brüdern ein williger Knecht sein.“

Um den lästigen Geist los zu werden, ging der Pater scheinbar auf das Anerbieten ein und fragte: „Was verlangst Du als Lohn, wenn ich Dich fürs Kloster miete?“

Der Geist wurde gar fröhlich und sprach: „Ich fordere einen Rock von allerhand Farben, über und über mit Glocken besetzt.“

Damit war der Abt einverstanden, worauf der Geist ihm und seinem Genossen das Bett wieder zurecht machte, sodaß die beiden Väter nun in Ruhe und Frieden schlafen konnten.

Am andern Morgen meldete sich der Geist zum Dienste. Doch der Vorsteher antwortete: „Zieh nur Deiner Wege, ich begehre Deine Gesellschaft nicht.“

Nachdem die Mönche in das Wohnzimmer gegangen waren, fragte sie der Herr von Halberstadt, ob sie eine gute Nacht gehabt hätten. Da erzählte der Abt von den Erlebnissen mit dem bösen Geist, den er, um Frieden vor ihm zu haben, in seinen Dienst genommen habe.

Die Aussicht, von dem Plagegeist befreit zu sein, erfreute den Hausherrn höchstlich.

Als der Klostervorsteher und sein Gefährte in den Wagen gestiegen waren, um nach Schwerin zu reisen, saß der Geist in Gestalt eines Affen auf dem Torsflügel des Brüder Hofs und rief: „Herr, jetzt will ich mit Euch fahren, denn ich bin Euer Knecht.“

Der Pater entgegnete: „Wandere zum Kloster und laß das Mittagsmahl anrichten!“ Sofort erhob sich der Geist, eilte ins Kloster und trieb den Koch an. Dieser gehorchte auch sogleich; denn er fürchtete sich, daß jemand mit ihm sprach, den er gar nicht sehen konnte.

Sowie die Mönche das Tor Schwerins erreichten, erschien Peter Bück mit zwei vollen kupfernen Kannen und rief: „Beliebts Euch, Ihr Herren, mit mir zu trinken?“

Der Pater wurde sehr betrübt über seinen neuen Knecht; doch bald beruhigte er sich und antwortete: „Wir sind noch nüchtern, guter Freund, uns beliebt noch nicht zu trinken.“

Als die beiden Herren in den Klosterhof einfuhren, war Peter Bück der erste, der sie bewillkommnete.

Nach beendigter Mittagstafel trat der Geist zum Abt und sprach: „Laßt mir nun den versprochenen Rock sofort machen und hebt mir ihn bis zu gelegener Zeit auf! Sonst sollt Ihr keinen Frieden vor mir haben. Und jetzt sagt mir, was ich tun soll!“

Da antwortete der Pater: „Du sollst die Klosterbrüder um Mitternacht zur Messe wecken, aber niemandem etwas Böses tun!“

„Das Amt,“ erwiderte Peter Bück, „kann ich pünktlich versehen, da ich niemals schlafe.“

„Gut,“ sprach der Abt, „Du sollst weiter sämtliche Wäsche besorgen, alle Geräte, Töpfe und Schüsseln in der Küche putzen und reinigen und jedem Klosterbruder sorgfältig dienen.“

Peter Bück gelobte alles und hielt redlich Wort. —

Nun trug es sich zu, daß das Kloster von einer Feuerbrunst heimgesucht wurde. Da reiste der Pater zu einem reichen Edelmann und bat ihn um etwas Bauholz. Als der Waldbesitzer eingewilligt hatte, sprach der geistliche Herr listiger Weise: „Ich habe einen tüchtigen Knecht, der soll in dieser Nacht das Holz fällen.“

Der Reiche erwiderte: „Das wird nicht genügen!“ Der Pater aber versicherte, der eine Knecht werde schon besorgen, was nötig sei.

Peter Bück stürzte nun in derselben Nacht eine solche Menge Bäume zur Erde, daß der Edelmann am Morgen zornig austief: „Wer hat mir denn in der Nacht so viele Bäume gefällt?“

Unterdessen kamen der Abt und Peter Bück mit vielen Wagen an, um das Holz fortzuführen. Als der Waldbesitzer das sah, wurde er noch unwilliger und sprach: „Vater, warum habt Ihr soviel Holz zur Erde stürzen lassen?“

Der Pater entgegnete: „Nicht mehr, als mein Knecht Peter Bück vermochte.“

Der Edelmann erwiderte aber: „Obwohl ich dazu meine Einwilligung gegeben habe, so will ich doch nicht, daß alle gefällten Bäume weggebracht werden.“

Da bat der Klostervorsteher: Gestrenger Herr, schenkt mir doch soviel Holz, als mein Knecht auf einmal fortschaffen kann.“

Sowie dies erlaubt war, raffte Peter Bück alle gefällten Bäume zusammen und entfuhr damit durch die Lüfte. Der Waldbesitzer stand sprachlos und voller Entsezen da. Der Geist aber ließerte die ganze Ladung unversehrt auf dem Klosterhofe ab.

Als der Häuserbau im Kloster im bestem Gange war, klopste Peter Bück eines Tages mit Ungestüm an die Tür des Vorstehers und sprach: „Herr, ich möchte fort, gebt mir meinen Rock!“

Dem Pater ahnte nichts Gutes. Deshalb fragte er: „Was für eine Tat hast Du gegen meine Brüder begangen, daß Du uns so eilig verlassen willst? Ich fürchte, Du hast Böses auf dem Gewissen.“

„Vater,“ antwortete der Pück, „ich habe nichts Schlechtes begangen, gib mir den Rock!“

Sobald der Vater den Rock hingegeben hatte, zog Peter Pück ihn an und erhob sich hoch in die Luft, sodaß ein großes Getön entstand und der Glockenklang weit und breit gehört wurde.

3. Der Klabautermann.

Der Klabautermann ist ein Schiffskobold, der am Tage in der Regel unter der Ankerwinde ruht, des Nachts aber sehr tätig ist. Gewöhnlich ist er unsichtbar; man hört ihn nur, denn er arbeitet ununterbrochen, um das Schiff in Ordnung zu halten. Er bemüht sich, Segel- und Tauwerk in stande zu erhalten, flickt die Segel und knotet zerrissene Stricke zusammen; mit seinem Hammer zimmert er losgegangene Bretter wieder aneinander, verstopft die Fugen usw. Daher röhrt das eigentümliche Knacken, Knistern, Schnurren, Krachen, Poltern auf einem Schiffe. Daher kommt auch der Name des Kobolds, denn klabautern oder klabastern heißt soviel wie poltern oder polternd hin- und herlaufen.

So verhält sich der Klabautermann, solange in dem Schiffe bei günstiger Fahrt alles in Ordnung ist; wird er aber sichtbar, dann droht dem Fahrzeuge Gefahr. Dann sieht er als kleines, schwärzliches Männchen, kaum zwei Fuß hoch, in dem Masten- und Segelwerk auf den Spitzen der Rahen, manchmal in Matrosenkleidung, manchmal aber auch fast durchsichtig, nur wie ein leichter Schatten, jedoch deutlich erkennbar. Keineswegs aber kann ihn jeder sehen, das ist nur Sonntagskindern oder solchen Personen vergönnt, die am 29. Februar geboren sind.

Wer den Kobold sieht, der schweigt still, weil die Nachricht von dem Sichtbarwerden des Klabautermannes die Leute unbedingt mutlos macht. Es gibt schwerlich einen Matrosen,

der nicht an diesen Schiffskobold glaubt und von seinem Erscheinen Unglück für das Schiff fürchtet. Gibt es keine Rettung mehr für das gefährdete Fahrzeug, dann erscheint der Klabautermann dem Kapitän, nimmt Abschied von ihm und fliegt vor seinen Augen davon.

Es soll auch schon vorgekommen sein, daß der Klabautermann bereits beim Auslaufen des Schiffes aus dem Hafen gesehen worden ist. Dies Schiff hatte sicher eine unglückliche Fahrt, besonders dann, wenn es seine Reise an einem Freitag begann; denn dieser gilt unter den Seeleuten allgemein als der Klabautermannstag.





V. Klostersagen.

1. Die goldene Wiege im Klostergebäude zu Neukloster.

Einst war in Neukloster ein Nonnenkloster. Da ihm viele Acker, Wiesen und Waldungen gestiftet wurden, so wurde es reich und weit und breit bekannt und berühmt.

Die Klostergebäude waren von großer Ausdehnung. Im westlichen Teile des Erdgeschosses lagen der Keller, die Küche, das Brau- und Backhaus. Eine künstliche Leitung führte das Wasser vom nahen Sonnenberge in diese Räume, die vom fortwährenden Rauschen und Tosen des Wassers widerhallten.

Zur Zeit der Reformation bewohnten 54 Nonnen das Kloster. Sie genossen in stiller Beschaulichkeit die Gaben, die fromme Leute im Überflusse gespendet hatten.

Als aber Luther seine helle Stimme ertönen ließ und die Macht des Papstes in den deutschen Gauen brach, da wurden auch die einsam lebenden Frauen zu Neukloster aus ihrem Frieden und ihrer Ruhe aufgeschreckt. Sie sahen das Verderben kommen, das ihnen drohte. Sie harrten bangend der Stunde, in welcher ihre Behausung von feindlichen Menschen mit Feuer verwüstet werden würde. Trotzdem verzagten sie nicht. Sie hofften fest und sicher, daß ihr Kloster wieder aus der Asche in altem Glanze zu neuer Größe erstehen werde. Und diesem herrlichen Zukunftstage galt nun ihr ganzes Mühen und Sorgen.

Die frommen Schwestern suchten die vielen Goldstücke aus allen Truhen zusammen und vertrauten sie einer goldenen Wiege an, die an die verborgene Stelle des Kellergewölbes gebracht wurde. Hier ruhte nun der Schatz. Wenn einst die Klosterbewohner all ihrer Habe und ihrer Wohnungen beraubt sein würden, dann sollte das angehäufte Gold seine Schuldigkeit tun.

Damit es aber niemand wage, seine Hand vorzeitig nach dem Gelde auszustrecken, wurde ein riesiger schwarzer Truthahn zum Wächter bestellt. Tag und Nacht stand dieser mit glühendem Auge bei der Wiege. Stündlich umkreiste er sie mit gemessenem Schritt. Seine Füße waren mit gewaltiger Kralle bewaffnet. Ab und zu öffnete er drohend seinen mächtigen Schnabel. Nie wurde er müde. Tag und Nacht machte er pünktlich seinen Kreisgang um den ihm anvertrauten Schatz.

Meistens herrschte Grabesstille in dem Kloster gewölbe.

Wenn aber doch einmal sich Schritte bemerkbar machten, so schlug der Truthahn mit seinen Flügeln auf den Boden des Kellers, daß es weithin dröhnte. Besaß ein Furchtloser die Dreistigkeit, mit einem Licht die dunklen Gänge zu durchwandern, so löschte der Wächter das Licht aus. Der Eindringling stand dann in rabenschwarzer Nacht da, umweht von der erstickenden Lust der unterirdischen Behausung. Ihn traf das Funkeln der Augen des erzürnten, unermüdlichen Wächters, sodaß er den Rückzug antreten mußte.

Bis zur Stunde ist es noch niemand gelungen, die Wiege zu berühren und sich des Schatzes zu bemächtigen. Sobald aber Neukloster von Flammen verzehrt sein wird, hat der Wächter seinen Platz zu verlassen. Dann ist der Schatz frei.

2. Die beiden lebendig eingemauerten Mönche von Parchim.

Einst in den katholischen Zeiten besaß Parchim ein Franziskanerkloster. Es hatte in seiner Blütezeit eine Menge Ordensbrüder. Darunter befanden sich auch zwei Mönche, die gegen ihr heiliges Gelübde und trotz der strengen Klostergezege ein Liebesverhältnis mit zwei Mädchen in der Stadt angeknüpft hatten. Häufig fanden heimliche Zusammenkünfte statt. Spät abends, wenn alles im Kloster zur Ruhe gegangen war, schlüpften die Mönche aus den Fenstern ihrer Zellen, überstiegen die Mauern des Klosterhofes und eilten nach dem Stadtwall, wo die Auserkorenen ihrer harrten.

Bald aber wurden die nächtlichen Ausflüge der beiden Mönche entdeckt. Eine schreckliche Strafe erwartete nun die Übertreter des heiligen Gelübdes, die Schänder des frommen Ordens.

Dort, wo die jungen Mönche sich mit den liebenden Mädchen in später Stunde getroffen hatten, ließ der Abt in der Stille der Nacht eine tiefe Höhle in den Wall hineingraben und mit Feldsteinen ausmauern. Dann wurden die beiden unglücklichen Mönche herbeigeführt und trotz ihres Sträubens und Flehens in das unheimliche Loch geschleppt. Dies wurde darauf sofort mit einer doppelten Mauer geschlossen und mit Erde beschüttet. Kein Seufzen und Stöhnen der lebendig Begrabenen war nun zu vernehmen, kein Angst- und Klagegeschrei zu hören. Nur die wenigen Eingeweihten wußten am nächsten Morgen, welch ein gräßliches Strafgericht in der Finsternis der Nacht vollzogen worden war.

Als die armen Mönche nach schrecklicher Qual ihr Leben ausgehaucht hatten, fanden sie in ihrem Grabe keine Ruhe. Wehklagend irrten sie in der Dunkelheit auf dem Stadtwall umher. Mancher nächtliche Wanderer vernahm dann ihren Klageruf und sah, wie sie in ihren dunklen Ordensgewändern umherschlichen.

3. Kloster Doberan und der Heilige Damm.

Als die Doberaner Mönche in der Umgegend ihres Klosters die heidnischen Wenden zu bekehren suchten, gab es oft blutige Austritte. Die Stimme der Gözenpriester riß die Heiden häufig zu wildem Grimme hin; und mancher Gottesmann büßte seinen Bekehrungseifer mit einem qualvollen Tode.

Doch hatten die Mönche nicht nur von den Angriffen der Wenden zu leiden. Ärger noch als die Heiden bedrängte sie das Meer. Oft überschwemmten die Wogen der Ostsee das zum Kloster gehörige Land; manchmal stürmten die Wellen gar zum Kloster hinein und verdarben Speise und Trank. Wer bei dem Unwetter aufs Dach stieg, erlag manchmal dem Hungertode; wer aus dem Kloster floh, fiel den Fluten oder den Heiden zum Opfer.

Doch troß aller Widerwärtigkeiten blieb das Kloster von Bestand. Das ärgerte die Priesterschaft der Gözen aufs äußerste. Sie versuchte einen letzten Stoß gegen die fromme Brüderschaft. Sie drohte mit dem gewaltigen Zorn der Götter, drohte mit Blitz, Hagelwetter und Hochwasser, wenn das Volk noch den Worten der Mönche sein Ohr leihen würde.

Noch grausiger wütete jetzt die Christenverfolgung; und fast schien es, als wenn sich die Ostsee mit den Heiden verbündet hätte. Denn eines Tages stürmten so ungeheure Wassermassen über das Ufer, wie man es noch nie erlebt hatte.

Furchtbare Augenblicke nahten jetzt für das arme Kloster. Die Brandung tobte und krachte, die gierigen Wölfe heulsten, die Scharen der Eulen kreischten; und die Heiden ließen wilde Opferlieder erschallen. Der Mond hatte sich versteckt, und kein Stern ließ sich sehen.

Da traten die Mönche aus ihrer engen Klausur hervor und sammelten sich im Gotteshause. Beim schwachen Lampenlicht setzten sie sich still nieder und schauten einander dann und wann wehmütvoll ins Gesicht. Plötzlich erhob sich aus dem

Kreis der Brüder ein Greis. Er war bereits hundert Jahre alt. Sein Bart war silberweiß und hing ihm fast bis zum Gürtel herab. Indem der ehrwürdige Mann seine Hände faltete und zum Himmel emporblickte, sprach er mit sanfter Stimme: „Wenn Menschenkraft endet, laßt uns Hilfe suchen bei dem Herrn über Himmel, Erde und Meer. Zu ihm hebt die Herzen himmeln! Warum seig verzagen? Nach oben schaut, fest auf Gott vertraut! Wankt und zittert nicht! Weicht nicht von dem, der unser aller Leben in seiner Hand hält!“

Jetzt schwieg der fromme Vater; und jeder beugte das Knie und flehte zum Himmelsvater so inbrünstig, wie er es noch nie getan hatte.

So blieb man während der Nacht in der Kirche beim heißen Gebete. Der eine Mönch aber hatte die Wache und schaute andauernd aufs Meer. Dann hatte er seinen Posten verlassen und war spurlos verschwunden.

Als die Sonne am andern Morgen schon hell erstrahlte, kam er eilenden Fußes dahergerannt. Seine Augen schwammen in Tränen, aber sein Antlitz verkündete Freude und Wonne. Atemlos rief er aus: „Singt dem Herrn Lob, Ihr Brüder! Denn ein Wunder ist geschehen. Ein gelindes Lüftchen trieb das Wasser zum Strande zurück. Ich folgte in wildem Laufe den Wogen; und was erblickte ich endlich am Ufer des Meeres? Einen hohen Damm, gemacht von höheren Händen, so lang, daß meine Augen die beiden Enden nicht erspähen konnten. Aus lauter runden Steinen ist der Damm gesertigt, geht selbst hin und schaut, ich kann nicht weiter erzählen, ich kann nur vor Freude weinen.“

Die Mönche waren nach diesen Worten aufs tiefste gerührt. Sprachlos sah einer den andern an.

Als aber die Heiden den wunderbaren Damm bemerkten, ließen sie ihre Opferflammen erlöschten. Sie drängten in Haufen zum Kloster und begehrten die christliche Taufe, indem sie riefen:

„Ihr Mönche steht in einem höheren Schutz. Der Gott, den Ihr verkündet, bietet unserm Radegast und Goderac Trutz. Taufst uns, damit wir auch vor dem Christengott das Haupt neigen können!“

4. Äbtissin Beatrice von Ribnitz und die goldene Krone.

Im Kloster zu Ribnitz lebte die Äbtissin Beatrice, eine Herzogin von Mecklenburg. Sie war eine große Freundin vom Wassersport und trieb daher häufig ihr Vergnügen auf dem Klostersee. Da dieser durch einen Graben mit dem Binnensee und der Bodden durch einen Durchstich bei Dierhagen mit der Ostsee verbunden war, so konnte die Beatrice auch weite Fahrten unternehmen. Sie soll sogar nach Schweden gelangt sein und stets eine goldene Krone mit sich geführt haben.

Einst fuhr die Herzogin bei stürmischem Wetter auf dem Binnensee. Beim Steinort geriet ihr Boot in große Gefahr und drohte zu kentern. Die goldene Krone fiel aus dem Fahrzeug und verschwand in den Wellen des Sees.

Eines Tages erblickte ein Fischer, der sein Handwerk auf dem Bodden trieb, die Krone in seinem Netze. Er nahm sie an sich und verbarg seinen Schatz in einem Schrank seines Hauses.

Als die Herzogin einmal an dem Fischerhäuschen vorüberkam, wollte es der Zufall, daß sie durchs Fenster die goldenen Strahlen ihrer Krone bemerkte. Sofort stellte sie den Fischer zur Rede und nahm ihm seinen Schatz wieder ab. Darauf gab sie ihm den Befehl, mit seinem Boot dahin zu fahren, wo er die Krone gefunden habe. Dort solle ihn das Strafgericht ereilen, weil der Fund nicht von ihm an die Besitzerin zurückgegeben sei.

Der Fischer führte den Befehl auch aus. Sowie er aber die Fundstelle erreicht hatte, schlug sein Boot voll Wasser; und man hat nie wieder etwas von ihm gehört und gesehen.



VI. Glockensagen.

1. Die versunkenen Glocken von Garwitz.

(Eine Geschichte und eine Sage.)

a. Die Geschichte.

Der Dreißigjährige Krieg hatte dem Dorfe Garwitz übel mitgespielt. Fast alle Gehöfte lagen wüst da; ihre Bewohner waren tot, und diejenigen, die noch lebten, nagten am Hungertuche. Die Kirche war dem Zusammensturz nahe; doch enthielt der Glockenturm, der freilich auch sehr baufällig war, noch drei wertvolle Glocken.

Da traten eines Tages der Pastor Simonis und der Junker v. Moltke in Garwitz zu einer wichtigen Besprechung zusammen. Sie wollten überlegen, wie ihr Dorf wieder zu einer ordentlichen Kirche gelangen könne. Nach langer Verhandlung kamen die beiden Herren zu dem Schluss, eine Glocke zu verkaufen und von dem erlösten Gelde das fast zerstörte Gotteshaus wieder aufzubauen. Es wurden zwei Briefe geschrieben und durch Boten nach Schwerin und Picher geschickt. In dem Schweriner Schreiben wurde der Herzog gebeten, den Verkauf zu genehmigen; in dem Picherschen Briefe wurde der Gemeinde Picher die Glocke zum Kauf angeboten.

Bald konnte man die Antwort auf die beiden Briefe mit Augen sehen. Denn es kamen Pichersche Fuhrleute ins Dorf Garwitz gefahren, um die Glocke abzuholen. Die drei Glocken wurden von dem wackeligen Turm herabgewunden und die eine auf den fremden Wagen geladen und dann über Parchim fortgebracht. Mit traurigen Blicken schauten Pastor

und die wenigen Gemeindeglieder ihrem Schatze nach. Es war ihnen zu Mute, als wenn ein schwerer Raub an ihnen begangen wäre.

In Parchim wurde die Glocke gewogen und 991 Pfund schwer gefunden. Die Picherschen zahlten 350 Gulden 23 Schilling und 6 Pfennig. Von dieser Summe wurde das Garwitzer Gotteshaus wieder in würdigem Zustande hergestellt.

So hat sich's tatsächlich zugetragen.

b. Und nun die Sage.

Vor alten Zeiten gab's zur Festzeit in Garwitz ein gar klangvolles Geläute; denn vielsstimmig scholl es vom Turm, der damals noch die Kirche schmückte. Dann aber kam ein großer Krieg, der das Land verwüstete. Viel Blut wurde vergossen, und mancher, den der Feind verschonte, starb vor Hunger und Kälte. Kein Dorf, kein Haus wurde von dem wilden Kriegslärm verschont. Auch in Garwitz waren die Bewohner bis aufs nackte Leben ausgeplündert worden. Alles, aber auch alles, was wertvoll war, hatte man dahingeben müssen, selbst die heiligen Gefäße vom Altar der Kirche. Nur die Glocken auf dem Turm waren geblieben.

Da kam endlich ein feindlicher Hauptmann, der mit seiner beutegierigen Schar nicht leer von dannen ziehen wollte. Er forderte, man solle zwei der Glocken, darunter die größte, herabnehmen und sie als Kriegsbeute nach Neustadt schaffen, wo sie geschmolzen werden sollten. Kein Wehklagen half. Die Glocken wurden herabgewunden, die Bauern selbst mußten sie auf einen Wagen laden, und dieser schwankte mit seiner schweren Last langsam aus dem Dorfe nach Neustadt zu.

Es war Wintertag. Die Elde trug eine feste Eisdecke. Man wollte den kürzeren Weg wählen und weiter unterhalb des Dorfes beim Hühnerberg über die Elde fahren. Sobald man aber gerade über dem Flusse war, brach das Eis, und der Wagen mit seiner Last sank in die Tiefe. Dort liegen die beiden Glocken noch heute.

Seit jener Zeit aber wächst dort am sonnigen Abhang des Berges eine blaue, glockengleiche Blume, die sonst nirgends auf der ganzen Feldmark gefunden wird.

Wenn aber im Dorfe das Fest eingeläutet wird, dann klingt aus der Elde heraus leiser Glockenton als Gegengruß der versunkenen Glocken.

2. Die Dambecker Glocke in Röbel.

Vor vielen Jahren hatte sich in Röbel eine Christengemeinde gebildet. Sie war anfänglich nur klein und wurde hart verfolgt, hielt aber dennoch fest zusammen. Die Gemeinde vergrößerte sich nach und nach und konnte sich sogar ein eigenes Gotteshaus bauen. Leider fehlte die Glocke.

Da traf eines Tages die Nachricht ein, daß der Gemeinde von lieben Menschen im fernen Lande eine Glocke geschenkt worden sei, und daß diese sich bereits auf dem Wege nach Röbel befinde. Groß war die Freude der Christen, groß aber auch die Wut der Heiden. Doch durften diese nicht mehr offen ihren Rachedurst kühlen, weil sich ihr Landesherr Pribislav, der letzte Obotritenkönig und der erste Fürst von Mecklenburg, selbst zum Christentum bekehrt hatte. Hinter Nacht und Dunkel verkroch sich die Tücke der Heiden; und nur zu gut gelangen ihre bösen Anschläge. Denn kurz vor Röbel glückte es den Teufelskünsten der heidnischen Zauberer, die Glocke in ihre Gewalt zu bekommen und sie in die Tiefe des Dambecker Sees zu versenken.

Unbeschreiblich war die Trauer der Christen. Doch ein Trost blieb ihnen. Alle Jahre am Johannistage, mittags zwischen 12 und 1 Uhr, kam die Glocke an die Oberfläche des Sees, schwamm auf den klaren Wellen und sandte weithin ihre

klagenden Töne. Dann eilten die Gläubigen ans Ufer des Wassers und versuchten mit Ausbietung aller Kraft, die Macht des Bösen zu brechen und die Glocke in ihre Hand zu bringen. Allein alle Gebete und sonstigen Mittel waren vergeblich. Um ein Uhr verschwand die Glocke wieder unter herzergreifendem Wimmern.

Jahre vergingen. Als kaum noch jemand an die versunkene Glocke dachte, begab es sich einst am Johannistage, daß zwei kleine, in der warmen Mittagssonne am Dambecker See spielende Mädchen ihre Strümpfchen auszogen und ins Wasser wateten, um sich hübsche Kiesel und Muscheln zu suchen. Während die Kinder noch harmlos herumplätscherten, erschien die trauernde Glocke plötzlich an der Oberfläche des Sees. Hell läutend, schaukelte sie auf den sanft bewegten blauen Wellen, schwamm im schönsten Sonnenschein umher und kam zuletzt in die Nähe der watenden Mädchen. Da löste eins von ihnen sein Schürzchen ab und warf es auf die glänzende Glocke. Sofort verstummte das Geläute; und mit einem Male stand die Glocke still da. Der Zauber war gebrochen.

Blitzschnell durchslog diese Kunde die Stadt Röbel. Jeder zweifelte an der Wahrheit. Aber alle, jung und alt, Männer und Frauen, Greise und Kinder eilten doch hinaus an den See. Jeder wollte sich selbst überzeugen, ob wirklich das gelungen sei, was viele Jahre hindurch trotz aller Mühe, trotz allem Nachsinnen und trotz aller Gebete nicht zu erreichen war. Man hatte sich nicht getäuscht. Die Glocke stand, ihres Bannes ledig, am Ufer und schien der endlichen Abholung zu warten.

Die Reichen unter den christlichen Einwohnern beauftragten einen reichen Fuhrmann der Stadt, seinen neuen Wagen mit sechs Rappen zu bespannen und den langersehnten Fremdling nach Röbel zu schaffen. Der Fuhrmann kam sogleich der Aufforderung nach, schmückte sein Gefährt mit bunten Bändern und grünen Zweigen und jagte im Galopp zum Tor hinaus.

Ansangs ging alles gut. Die Glocke war bereits aufgeladen und stand bekränzt auf dem Wagen. Da rief der Fuhrmann: „All tau glick, dei Klock fall gahn för dei Rieck!“ und schlug voll Übermut auf seine Rosse ein. Aber o Wunder! Die neuen Hansstränge zerrissen wie Zwirnsäden; und der Wagen rührte sich nicht von der Stelle. Wie angeschmiedet stand er da. Neue, noch stärkere Stränge wurden geholt und noch mehr Pferde vor den Wagen gespannt; alles umsonst. Die Stränge rissen abermals, der Wagen wich keiner Gewalt; er war und blieb unbeweglich fest.

Jetzt drängte sich ein alter Mann durch die Menge. Sein spärliches Haupthaar war gebleicht, sein ärmlicher Anzug zwar reinlich, aber alt und geslickt. Der Alte war ein Ackerbürger Röbels, der seine Familie durch die Bebauung weniger Acker mit Hilfe seiner beiden mageren Kühe ehrlich und redlich ernährte. Er sprach zur Menschenschar: „Liebe Mitbürger, gestattet mir, mit meinen Kindern durch Gottes Beistand den Versuch zu wagen, die Glocke nach der Stadt zu schaffen.“ Wenn auch der reiche Fuhrherr höhnisch lachte und mancher zweifelnd die Achseln zuckte, so gewährte man doch dem Ackerbürger seine Bitte und ließ ihm seinen Willen.

Der Alte holte schnell seine Kuh herbei und spannte sie vor den Wagen, auf den man die Glocke gehoben hatte. Dann entblößte er sein ehrwürdiges Haupt, fiel auf die Kniee, blickte gläubig zum Himmel und betete: „Allmächtiger Gott, stehe mir bei, hilf und lasz alles wohl gelingen. Amen!“

Staunend schaute das Volk bald auf den schweren Wagen des Reichen, bald auf die mageren Kühe des Armen, bald auf den kneienden Beter. Selbst dem reichen Fuhrmann erstarben die Worte des Hohns auf der Zunge. Und als nun die Umstehenden in die Kniee sanken und Gottes Hilfe erslehten, da fehlte auch er nicht.

Tiefe, heilige Stille herrschte ringsum. Man hörte nur das leise Murmeln der betenden Menge, das leise Wogen der Wellen und das heimliche Säuseln der Blätter des nahen Waldes. Da erhob sich der Ackersmann. Getrostest Mutes nahm er die Zügel seiner beiden, geduldig und wiederkäuend dastehenden Kinder in die Hand und rief laut: „All tau glick, dei Klock soll gahn för Arm und Riekl!“ Da bewegte sich der Wagen federleicht von der Stelle. Schnell und ohne Mühe fuhr er dahin. Mit Freudengeschrei, unter Jubel und Dank zog das Volk nach Röbel zurück. Es dauerte nicht lange, da hing die Glocke in dem neuerbauten Turme. Und tief gerührt stimmte das Volk beim ersten feierlichen Geläute den Gesang an: „Ehre sei Gott in der Höhe, Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen.“

3. Die Blutspuren auf der ersten Glocke zu Warsow.

Als die erste Christengemeinde zu Warsow sich ein kleines Gotteshaus gebaut hatte, hätte sie auch gerne eine Glocke gehabt. Aber sie war zu arm. Ihr frommer Wunsch mußte einstweilen unerfüllt bleiben.

Doch die Gemeinde sparte, so gut es ging, und wandte sich auch hilfesuchend an den Landesfürsten. So brachte man endlich soviel Geld zusammen, daß man es wagen konnte, wenigstens eine kleine Glocke zu bestellen.

Man trat mit einem tüchtigen Schweriner Meister in Unterhandlung und bat ihn, den Guß der Glocke an Ort und Stelle vorzunehmen. Bald war man sich einig; und der Glockengießer traf mit seinem Lehrling und den nötigen Metallen

und Werkzeugen in Warsow ein. Sofort errichtete er einen Schmelzofen und fertigte die Glockenform an. Nach einigen Tagen begann er mit dem Schmelzen der Metalle; und dann konnte der Guß beginnen.

Um dies wichtige Ereignis mit zu erleben, strömten die Warsower, an der Spitze ihr Geistlicher, in Scharen herbei. In dichten Gruppen, mit ängstlich klopfendem Herzen umstand das Volk den Ort, wo der Guß stattfinden sollte. Endlich fragte der Glockengießer mit rauher Kehle: „Alles in Ordnung?“ Der Lehrjunge antwortete ruhig: „Ja!“

Nun schritt der Meister zum Ofen und riß mit kräftigem Ruck den Zapfen heraus. Da schoß der glühende Strom der Glockenspeise feuerrot hervor und ergoß sich stürmisch in die Lehmform.

Sobald das Erz erkaltet war, wurde der Mantel gesprengt. Ein lauter Fluch des Meisters drang gleich darauf durch die tiefe Stille und zeigte dem harrenden Volke an, daß das Werk misraten sei. Bald gewahrte auch jeder einen großen Riß in der Glocke. Traurig ging die Menge auseinander.

Der Meister aber begann fluchend mit der Bildung einer neuen Form. Nach einigen Tagen stand das Volk abermals harrend da; und abermals mißglückte der Guß. Noch größer war der Riß in der Glocke, noch gräßlicher der Fluch des Glockengießers. Gott lästernd, vor Wut und Zorn am ganzen Körper bebend, eilte der Meister von dannen.

Da trat der Lehrling, eine edle Knabengestalt, hervor, wandte sich an die schaudernde Menge und sprach also: „Ver-gönnt mir's, daß ich in Gottes Namen einen dritten Versuch wage!“ Alles stimmte dem Jungen zu und rief den Segen des Höchsten auf sein Unternehmen herab.

Der Lehrling war nun unermüdlich vom frühen Morgen bis zum späten Abend tätig. Nach kurzer Zeit waren die Vorarbeiten glücklich beendet. Alles rüstete sich auf den kommenden

Morgen, an dem der Guß vor sich gehen sollte. Wie bei den ersten beiden Malen, so wollte auch diesmal die ganze Gemeinde gegenwärtig sein.

Doch es kam anders, als man erwartete. Denn als kaum der Abend dämmerte, warf der Bursche schon das Erz in den Ofen, um es zu schmelzen. Noch in der Nacht wollte er den Guß vollziehen, damit die Glocke fertig sei, wenn die Leute am nächsten Morgen kämen. Als die Glockenspeise flüssig war, fiel der Junge auf die Kniee und erbat Gottes Segen zu seinem Vorhaben.

Nun eilte er zum Ofen und rief: „So gedeihe denn in Gottes Namen!“ Dann zog er den Hahn auf und ließ das flüssige Erz in die Form fließen. Sobald das Glockengut erstarrt war, schwang der Bursche den Hammer und schlug den Mantel in tausend Stücke. Ein freudiges „Ach!“ entströmte bald seinen Lippen. Denn herrlich und prächtig, ohne Makel und Fehler stand die Glocke vor seinen entzückten Augen da. Es war ein Meisterstück.

Noch stand der Junge da, ganz versunken im Betrachten seines Werkes, als plötzlich und unerwartet sein Meister herztrat. Sowie dieser den gelungenen Guß erblickte, kochten Neid und Hass in seiner Brust. Seiner selbst nicht mächtig, riß er sein Messer aus seinem Gurte und stieß es tief ins reine Herz des Knaben. Hoch auf schoß ein Blutstrahl; entseelt sank der Bursche über sein Meisterwerk hin und färbte es mit seinem Blute rot.

Der verruchte Mörder aber ergriff die Leiche, trug sie hinaus an den nahen See und versenkte sie in die Fluten, um sich so vor Nachstellung und Entdeckung zu schützen. Dann stürmte er davon; denn schon graute der neue Tag, und schon nahte in langem Zuge die Warsower Gemeinde, um dem angekündigten Glockenguß beizuwöhnen.

Wie erstaunten die guten Leute, als die Glocke plötzlich so tadellos vor ihnen stand. Aber wie erschraken sie, als sie das Blut auf dem glänzenden Metall bemerkten und niemand in der Gießhütte finden konnten. Allerlei Vermutungen wurden ausgesprochen.

Dann versuchte man, durch Waschen und Reiben das Blut von der Glocke zu vertilgen. Umsönst! Es trat nur noch greller hervor. So blieb denn endlich nichts weiter übrig, als die Glocke in den schon fertigen Glockenstuhl zu hängen. Aber was geschah bei dem ersten feierlichen Geläute? Die ehegne Zunge klang wie eine menschliche Stimme, welche klagend sang:

„Schad' is't, schad' is't,
dat de Lührjung dot is
un in den'n Warsower See liggt!“

Nun hatte man des Rätsels Lösung. Der Ermordete wurde aus dem Wasser hervorgezogen und feierlichst auf dem Friedhofe zu Warsow bestattet. Als das trauernde Volk die irdische Hülle des frommen Knaben in die kühle Erde senkte, da entstande seine Meisterglocke über seine offene Gruft ihr erstes Grab- und Trauergeläute.

Der Mörder aber wurde ergriffen. Mochte er auch seine blutige Tat beharrlich leugnen, er wurde zulegt doch überführt. Sein Haupt fiel unter dem Beile des Henkers.

4. Die Glocke im See zu Sülten bei Sternberg.

Vor vielen hundert Jahren bewegte sich in früher Morgenstunde auf dem Wege von Sternberg nach Sülten langsam ein Fuhrwerk vorwärts. Auf dem mit zwei Pferden bespannten Wagen stand eine große Kirchenglocke. Ein junger Fuhrmann

leitete die Gäule. Die Glocke gehörte der christlichen Gemeinde zu Sülten, welche sie für ihre neue Kirche angekauft hatte. Mit größter Kraftanstrengung zogen die keuchenden Rosse. Denn die Last war groß.

Es wurde Mittag. Noch ein hoher Berg war zu überwinden, ehe die Glocke ihren Bestimmungsort erreicht hatte. Der Fuhrmann, ein roher Geselle, klatschte unbarmherzig auf die armen Tiere los und rief dabei spöttelnd: „Was so hoch und so nahe der Gottheit wohnen will, das sollte einem doch auf Erden auch nicht soviel Last und Mühe machen.“

Daneben schalt und schimpfte er, wie nur eben ein Fuhrknecht toben und fluchen kann. Aber alles Schreien und Lästern nützte gar nichts. Die Pferde blieben, in Schweiß gebadet, stehen, lange, bevor der Gipfel des Berges erklimmen war.

Da rief der Fuhrmann im höchsten Unwillen: „Teufel aus der Hölle, hilf mir jetzt und schaff' mir die Glocke über die Höhe!“ Als bald geschah ein gewaltiges Zischen und Brausen; und aus der Tiefe des nahe liegenden kleinen Sees kam ein riesiger Mann herangebraust. Es war der Satan. Mit furchtbarer Kraft packte er den Führer und das ganze Fuhrwerk; und im Nu war die Spitze des Hügels überwunden.

Jetzt begann der Teufel: „Nicht umsonst helfe ich und habe ich dir geholfen. Du und auch die Glocke, ihr seid mir verfallen, seid mein in Ewigkeit!“

Mit diesen Worten ergriff der Gottseibetuns seine Beute, schwang sich auf, und im Umsehen waren Teufel, Knecht und Glocke in der Tiefe des Sees verschwunden.

Das Achzen des Fuhrmanns, das Schnauben des Höllenfürsten und der leise, klagende Ton der Glocke war alles, was die nahen Bewohner noch eine Zeitlang vernehmen konnten.

„Und er, der arme Wicht,
der sie dahin gegeben,
führt in der Unterwelt
ein gar geplagtes Leben.
Er muß die Glocke ziehen,
muß läuten Tag und Nacht;
und kein Gebet und Flehen
der Müh' ein Ende macht.“

5. Die Glocken aus dem Teufelssee bei Horst in der Nähe von Tessin.

An der Stätte dieses Sees lag in alter, heidnischer Zeit eine Stadt, an welcher der Teufel seine helle Freude hatte. Doch der liebe Gott schickte christliche Priester in diese Gegend und ließ das Evangelium von Jesum Christum verkündigen. Bald mußten die heiligen Haine und Gözentempel weichen und einer christlichen Kirche Platz machen. Zwei große Glocken sandten ihre Siegeslieder weithin durch die Felder und Wälder, Wiesen und Weiden und luden zur Andacht und Buße ein.

Der Teufel versuchte alles mögliche, um sein zusammenbrechendes Reich vor dem Verderben zu retten. Er brachte Aufruhr, Priestermord, Überschwemmung und Dürre, aber alles vergebens. Da beschloß er, die Stadt von der Erde zu vertilgen. Zunächst erschien er persönlich in den Häusern und lud zu einem Opfermahl im nahen Eichenhain ein. Da aber niemand seiner Einladung folgte, entwich er wieder. Bald aber kam er auf einem Gewitter zurück, das mit einer solchen Furchtbarkeit von Norden heraufzog, wie es noch nie auf der Erde erlebt worden war. Oben auf den Wolken saß der Satan voller Vergnügen und warf die Blitze in die Stadt, als wären

es Kinderbälle. Zwar gelang es den Gläubigen noch rechtzeitig, aus dem Orte des Grauens zu fliehen; doch ihr Hab und Gut war dem Zorn des Teufels preisgegeben.

Der Böse schlug die ganze Stadt in den Erdboden hinein und bedeckte sie mit Wasser. Allein über die Kirche und den Kirchturm hatte er keine Gewalt. Beide blieben auf der Oberfläche des Sees stehen, versanken aber nach und nach, weil sie nur für den ersten Notfall leicht aus Holz erbaut waren. Bei dem Verfall des Turmes sanken auch die Glocken in die Tiefe, stiegen aber an jedem Johannistage wieder empor und ließen ihre Töne erschallen, so klagend und zu Herzen gehend, daß jedem, der sie hörte, die Tränen über die Backen riefelten.

Beim Erscheinen der beiden Glocken wurde jedesmal der Versuch gemacht, sie von ihren teuflischen Fesseln zu befreien. Aber obwohl die Glocken sechs Stunden, nämlich von neun Uhr vormittags bis drei Uhr nachmittags, zu sehen waren, so hatte die Arbeit doch nicht den geringsten Erfolg.

Da geschah es, daß der junge Fischer Hans Döppe von den benachbarten Seen es wagen wollte, auf dem Teufelssee zu fischen. Er ließ sich deshalb frühmorgens sein Fahrzeug dahin helfen, stieß vom Ufer ab und warf seine Netze aus, unbekümmert darum, daß es gerade am Johannistag war.

Zweimal schon hatte der emsige Fischer seine Netze ans Land gezogen und nichts gefangen. Noch einmal wollte er versuchen und dann heimkehren. Denn die Sonne stand schon hoch am Himmel, und dumpfe Glockentöne aus der Tiefe deuteten an, daß die neunte Morgenstunde nicht mehr fern sei. Der Fischer eilte also, seinen Zug zu beenden; aber kaum hatte er sein Netz einige Klafter vorwärts gebracht, als es wie von unsichtbaren Kräften festgehalten wurde und nicht von der Stelle zu bringen war. Nach unsäglicher Mühe gelang es ihm, sein Netz ans Ufer zu ziehen. Da sah er die Ursache seiner schweren Arbeit. In seinem Garne hingen zwei Glocken, so groß, schön und glänzend, wie er sie noch nie geschaut hatte.

Die Kunde von der Erlösung der Glocken durchflog bald die umliegenden Ortschaften. Alles stürmte herbei, um das Geschehene zu bewundern und die Glocken zu besiehen. Auch einige ehrbare Männer aus Rostock erschienen am Teufelssee; und weil die Glocken so über alle Maßen prächtig waren, beschlossen sie, die Wertstücke für ihre Vaterstadt zu erwerben. Man wurde bald mit dem Fischer handelseinig. Die umliegenden Ortschaften stimmten zu, nur das Städtchen Petschow widersprach, weil es die Glocken selbst gern gehabt hätte.

Zur Beförderung der Glocken nach Rostock wurde ein besonderer Wagen gebaut und dann ein Gespann von sechs stolzen Rossen davor gelegt. Ohne Störung ging der Zug vorwärts. Aber an einem See, bei der „Wilden Wiese“ zwischen Thulendorf und Petschow, vermochten die Pferde nicht weiter zu ziehen. Es wurde ein zweites, drittes und viertes Sechsgespann herangeholt. Alles vergeblich! Die 24 Pferde rissen die Deichsel aus dem Wagen; und die Glocken beharrten auf ihrem alten Stand. Da erkannte jeder, daß Rostock sich nicht der Glocken ersfreuen sollte.

Aber wohin sollten sie nun? Es gab zwei Möglichkeiten, entweder nach der Stadt Petschow oder nach dem Hause Thulendorf. Petschow hatte zwar schon eine Glocke, aber in seinem Turm waren noch zwei Glockenstühle leer. Und Thulendorf, von dem Edelfräulein von Thulen soeben erbaut, besaß ein Kirchlein mit einem gewaltigen Turm, es fehlte jedoch die Glocke.

Was nun? Die bisherige Fahrt hatte gezeigt, daß die Glocken nicht nach einer Stadt wollten. Das sahen zuletzt auch die guten Petschower ein; und so war man sich einig, daß die Thulendorfer die glücklichen Besitzer werden müßten.

Sechs Pferde zogen denn nun die Glocken mit Leichtigkeit nach Thulendorf; und mehr als hundert dienende Hände hälften sie hinaufbringen in die bereitstehenden Glockenstühle.

Obgleich aber der Turm aus Feldsteinen angefertigt war und starke Wände hatte, so vermochte er wegen seiner unverhältnismäßigen Höhe die Glocken doch nicht zu tragen. Diese Höhe war nämlich so bedeutend, daß der Turm den Schiffen der Ostsee zum Wahrzeichen diente, trotzdem er mehr als zwei Meilen von der See entfernt war und auf keiner erheblichen Anhöhe ruhte. Die Turmwände bekamen infolge des starken Druckes bald einen Riß, sodaß der Zusammenbruch des Turmes zu befürchten war. So wurden die Glocken schleunigst heruntergeholt und nunmehr den Petschowern übergeben.

Der Zug bis Petschow ging ohne Unfall von statthen. Aber in der Stadt suchte ein Bösewicht die Glocken dadurch aufzuhalten, daß er den Zugpferden vergiftetes Brot reichte, doch sein Anschlag wurde zu Schanden. Denn die Pferde schienen nach dem genossenen Gift mutiger und kräftiger zu sein als vorher. Schneller, als man erwartet hatte, langte man bei dem Kirchturme an.

Aber welch gräßlicher Anblick bot sich hier der jubelnden Menge dar! Der Mann, der vorher den Pferden das vergiftete Brot gegeben hatte, lag da als verstümmelter Leichnam, seiner rechten Hand beraubt. Kein Mensch ahnte die Ursache des schrecklichen Todes. Als man aber nach oben in den Turm kam, ging allen ein Licht auf. Der genannte Taugenichts war beschäftigt gewesen, die Balken der Glockenstühle halb zu durchsägen, daß sie herunterstürzen mußten, sobald sie die Glocken aufgenommen hätten. Da er aber den einen Balken zu weit durchgesägt hatte, so war ein Stück heruntergeschlagen, hatte ihm die rechte Hand vom Arme getrennt und ihn darauf mit zur Erde gerissen und furchtbar zerquetscht.

Der Bösewicht wurde nun an der Mauer des Gottesackers eingescharrt und die abgeschlagene Hand auf dem Altar der Kirche aufbewahrt. Dann wurden die Glockenstühle in Ordnung gebracht und die Glocken nun ohne Störung an ihren Plätzen aufgehängt.

6. Die erste Kirchenglocke zu Bellahn.

Die christliche Gemeinde zu Bellahn hatte keine Glocke, weil sie sich wegen ihrer Armut keine kaufen konnte. Das bedrückte sie sehr; und darum schickte sie an jedem Sonntag die innigsten Gebete zum Allerhöchsten, daß er ihr bald eine Glocke bescheren möge.

An einem Sonntagmorgen wurde es dem Hirten auf dem Felde unter seinen Schweinen so weh und übel, daß er die Herde verlassen und nach Hause eilen mußte. Sein Sohn lief nun aufs Feld und vertrat seinen Vater.

Der Hirte legte sich jetzt ins Bett, um sein „Fieber“, seine „Kolik“ oder sein „Herzspann“ zu vertreiben. Während er nun auf Besserung hoffte und daran dachte, daß die Gemeinde soeben ihrem Gotte zum hundertsten Male ihren Lieblingswunsch vortrage, kam atemlos sein Sohn vom Felde gerannt und rief: „Vater, wenn es in Deinem Körper nicht gar zu sehr brennt oder reißt oder grimmt, so komm' um des Himmels willen mit zur Herde. Ich kann mit dem Sauvieh nichts anfangen und glaube, Stück für Stück ist vom Schwanz bis zum Schopf närrisch geworden.“

Und so fand es der Alte. In der Mitte des Feldes stand des Schulzen große Sau und um sie herum im dichtgedrängten Kreise die ganze Herde. Alle Schweine wühlten so eifrig, als gelte es, einen unermesslichen Schatz zu heben.

Die beiden Hirten mochten schreien, schlagen und stoßen, soviel sie wollten, das Vieh schien taub und toll zu sein, drängte sich immer dichter zusammen und wühlte sich immer tiefer in die Erde. Als der Alte sich endlich bis zur Schulzensau hindurchgeklemmt hatte, fielen ihm die Arme am Leibe hernieder. Er schaute und schaute und konnte sich nicht sattsehen. Denn halb aus der Erde gewühlt, lag vor ihm die schönste Kirchenglocke, so blank und unversehrt, als komme sie gerade aus der Werkstatt des Glockengießers.

Wie weggeblasen war des Alten Krankheit, und seine Knochen dünkten ihm kräftiger als je. Der Sohn wollte ins Dorf zurück, um den noch versammelten Kirchenleuten die neue Mär zu bringen. Aber der Alte litt es nicht, weil er meinte, daß seine sechzigjährigen Beine stämmiger und schneller seien als die sechzehnjährigen des Jünglings.

Wie ein Böcklein, so leicht und lustig, trabte der alte Hirte dahin. Wenn ihm ein Stein im Wege lag oder ein Graben entgegentrat, sprang er hinüber; kam ihm ein Teich in die Quere, so durchwatete er ihn. Die Kirchhofsmauer überkletterte er, denn bis zur nächsten Pforte war es ein Umweg. Und obgleich das Vaterunser noch nicht gebetet war und die Gemeinde den Segen noch nicht empfangen hatte, so ging's doch schnurstracks in die Kirche und in den Beichtstuhl hinein.

Hier sprach er zum Seelsorger: „Herr Pfarrer, auf der Weide liegt eine Glocke. Kommt doch sofort! Ihr könnt ja am Schluß des nächsten Gottesdienstes zwei Vaterunser beten und zwei Segen austeilen!“

Aber der Pfarrer brachte seinen Gottesdienst fein säuberlich zu Ende. So meinte er nämlich. Die Gemeinde aber fand, daß er das Vaterunser gotteslästerlich schnell gebetet und beim Segen sogar das zweite Bekreuzen vergessen habe. Als er aber den guten Leuten die Botschaft des Hirten mitteilte, gerieten sie selbst aus Rand und Band. Der eine vergaß das Schlußvaterunser, der andere überschlug ein paar Bitten, der dritte sagte schon hinter der vierten Bitte sein Amen, ohne daß sie alle das geringste von dem gemachten Fehler merkten.

Und als nun alle auf dem Felde bei der Glocke waren, konnte man des Staunens kein Ende finden. Eine so schöne und große Glocke hätte man nimmer kaufen können. Sogar von zwei Figuren wurde sie geschmückt. Der eine behauptete, sie stellten den Glockengießer mit seinem Lehrburschen dar, der

andere, es sei Maria mit dem Christkinde, der dritte, es sei ein Engel mit einem Engelein. Am Rande der Glocke aber befand sich eine wunderschöne Inschrift, die niemand lesen konnte.

Das war ein Jubel, als die Glocke im neuerbauten Glockenstuhl hing und ihre Stimme zum ersten Mal erschallen ließ! Die Dankgebete wollten kein Ende nehmen, und die Vaterunser, die an jenem Glückssonntage vergessen waren, wurden jetzt doppelt wiederholt.

7. Die Glocke von Schwaan.

Zur Zeit der französischen Kriege lag ein französischer Offizier bei einer Witwe in Schwaan im Quartier. Als er zur Schlacht ausziehen mußte, übergab er ihr eine Summe Geldes mit der Weisung, es ihm aufzuheben; ein Jahr lang solle sie warten, sei er dann nicht zurückgekehrt, so solle das Geld ihr gehören.

Das Jahr verging, und er kam nicht. Da schenkte sie von dem Gelde der Kirche eine Glocke und behielt das übrige als Notpfennig für sich.

Nach längerer Zeit kam unerwartet der Offizier zurück. Wie er aber seinen Fuß über die Feldmark der Stadt setzte, tönte die Glocke von selbst, bis er im Hause der Witwe war. Diese gestand erschreckt, was sie getan hatte, und händigte ihm das übrige Geld ein. Der Offizier erklärte, daß er mit dem Tun der Frau durchaus einverstanden sei. Als er sie verließ, läutete die Glocke aufs neue und so lange, bis er die Grenze des Stadtgebietes erreicht hatte.

8. Die Glocken im Neustädter See.

Wo jetzt der Neustädter See in einer ebenen Fläche sich erstreckt, stand früher ein großes Kloster mit mächtigen Türmen und herrlichen Glocken. Die Bewohner waren aber sehr gottlos, und so ist endlich das Strafgericht Gottes über sie herein gebrochen. Das prächtige Kloster ist untergegangen und von aller seiner Pracht keine Spur übrig geblieben. Nur am Johannistage in der Mittagsstunde kann man, wenn man sich am Ufer des Sees auf die Erde legt und horcht, die Töne der Glocken dumpf aus der Tiefe heraus hören. Auch sehen Vorübergehende manchmal in hellen Nächten am Ufer des Sees eine Klosterfrau sitzen, welche eifrig mit Wäschchen beschäftigt ist und dazwischen laute Klagerufe ausstößt. Nach solcher Erscheinung fordert der See gewöhnlich ein Opfer.

Es sind nun schon viele Jahre her, da hatte man zu verschiedenen Malen die Klosterfrau am Ufer des Sees gesehen. Einige Tage darauf kam ein Kärrner mit seinem Fuhrwerk am See vorbei. Er wollte seine Pferde tränken und fuhr mit dem Wagen in den See hinein, wo er Vorland hat. Die Pferde konnten den bergab gehenden Wagen nicht mehr auf halten, und der Mann fand mit seinen Pferden den Tod in den Wellen.

9. Der schwarze Bolle und die Glocken in Alt-Gaarz.

Einmal wollte die Gemeinde Alt-Gaarz das übliche Glockenläuten am heiligen Weihnachtsabend von 7 bis 8 Uhr abschaffen. Da sangen plötzlich alle vier Glocken auf dem Turme von selbst zu läuten an, und doch waren alle Türen verschlossen. Der Küster machte dem Pastor Anzeige davon; der nahm seine

Bibel unter den Arm, und beide gingen zur Kirche, vor der sich inzwischen eine große Menschenmenge versammelt hatte. Die Tür des Turmes wurde aufgeschlossen. Da fand man oben bei der großen Glocke einen schwarzen Bollen, der sie läutete; die andern Glocken gingen von selbst. Um 8 Uhr verstummten die Glocken, und der Volle stürzte sich brüllend aus dem Schalloch hinaus.

10. Die Glocken im Teufelssee bei Güstrow.

Eine halbe Meile von Güstrow liegt, von hohem Nadelholze umgeben, ein kleines Wasser, der sogenannte Teufelssee. Der soll früher festes Land gewesen sein und darauf ein kleines Kirchlein gestanden haben. Dies Gotteshaus aber wurde durch seine eigenen Diener entweiht; und deshalb verschwand es von der Oberfläche der Erde.

Es sollen nämlich einmal Mönche in dieser kleinen Kirche arg gehaußt, geschwelgt und gezecht und das Haus des Herrn auf die rohesten und gemeinsten Weise entweiht und verunreinigt haben. Darob entbrannte Gottes Zorn; er sandte den Teufel aus, die pflichtvergessenen Priester zu holen und mit ihnen in die Hölle zu fahren. Als dies geschehen war, tat sich die Erde auf, und tief, tief in dieselbe versank auf immer das Kirchlein; an seiner Stelle aber entstand der Teufelssee.

Bei stillem Wetter, wenn in Gottes Natur kein Lüftchen sich regt, dann soll man noch jetzt, jedoch nur an gewissen Tagen, tief unten im See die Glocken der versunkenen kleinen Kirche läuten hören.

11. Glocken als Wegweiser.

Vor Zeiten waren einmal zwei adelige Fräulein, die auf dem Gute Goldenbow bei Camin wohnten, am Tage vor Weihnachten nach Wittenburg gegangen, um Einkäufe zu machen. Auf dem Rückwege verirrten sie sich; da hörten sie die Kirchenuhr in Camin 9 Uhr schlagen, gingen dem Schalle nach und fanden den verlorenen Weg wieder. Zum Dank machten sie eine Stiftung, daß am Weihnachtsabend von 9 bis 10 Uhr mit den Glocken geläutet werden solle. Als die Caminer einst aus Bequemlichkeit das Läuten auf den Nachmittag verlegten, fingen am Abend um 9 Uhr die Glocken von selbst zu läuten an.





VII. Sagen vom Heiligen Blut.

1. Das Heilige Blut zu Doberan.

In Steffenshagen bei Doberan wohnte ein armer Hirte mit Namen Steffen. Das war um die Zeit, als Mecklenburg durch die fortwährenden Aufstände der Wenden und die Einfälle der Dänen schrecklich verwüstet wurde. Infolge des Hungers und der Krankheit starben die Menschen scharenweise dahin. Aber je mehr sich die Zahl der Menschen verminderte, desto mehr vergrößerte sich die Zahl der Raubtiere, vor allem der Wölfe.

Die Herde Steffens war täglich den Angriffen dieser Wölfe ausgesetzt. So unermüdlich der Hirte seine Schafe auch bewachte, so mutig er sie auch beim Überfall verteidigte, es nützte nicht viel. Ein Tier nach dem andern wurde weggeschleppt; und Steffen versank in Armut und bittere Not.

Eines Abends, als die Herde wieder um ein Stück abgenommen hatte und der Hirte mit sorgender Seele den Rest seines Besitzes nach Hause trieb, trat ihm eine in Dämmerlicht gehüllte Männergestalt entgegen. Der Fremde sprach also zu ihm: „Was klagst Du um Deine Herde? Warum sehest Du so oft Dein Leben dran, sie zu beschützen? Ich will Dir ein Mittel nennen, das Dich aller Sorge überhebt und Deiner Herde

Schutz und sicheren Wohlstand bringt. Laß Dir eine Hostie weihen und schließe sie in Deinen Hirtenstab ein. Dann wirst Du gewahr werden, wie Deine Herde, von Wölfen unversehrt, in wenigen Jahren zahlreich wird?"

„Eine Hostie?" fragte der erschrockene Steffen. Doch sein Fragen war umsonst. Der unbekannte, unheimliche Gefährte war verschwunden. Still wars überall. Nur den Widerhall der entfernten Klosterglocken vermochte der Hirte zu hören.

Sinnend zog er heim. Unruhig wälzte er sich die Nacht auf seinem Lager hin und her. Am Morgen war er zur Klarheit gelangt. Dem Rate des Fremden wollte er auf keinen Fall folgen.

Aber kaum war er auf dem Felde, da sprang ein besonders großer und gieriger Wolf aus dem Walde heraus, auf seine Herde los und raubte und würgte eins seiner besten Schafe. So sehr Steffen sich auch anstrengte, er konnte es doch nicht hindern. Voller Verzweiflung rang er die Hände. Dann rief er aus: „Jetzt tu ich, was der Fremde mir riet. Sünde ist's gewiß. Doch ich kann mir nicht helfen. Wie kriege ich aber die Hostie?"

Steffen grübelte und grübelte. Da tönte durch die Abendstille der Ton der Klosterlocke, welche die frommen Brüder zur Vesper rief. Plötzlich fuhr dem Hirten ein Gedanke durch den Sinn. Halblaut sagte er vor sich hin: „Morgen gehe ich ins Kloster, lasse mir das Abendmahl reichen, esse das Brot des Herrn nur zum Schein und trage es dann nach Hause."

Und diesen Entschluß führte der Hirte am folgenden Tage sofort aus. Während der Feier des heiligen Abendmahls behielt er die Oblate in seinem Munde, ohne sie zu verschlucken, und brachte sie dann mit ängstlicher Neugier in sein ärmliches Heim. Hier nahm er seinen Hirtenstab, machte eine Höhlung in den Knopf und tat dann die Hostie hinein. Zuletzt wurde die Öffnung säuberlich verschlossen.

Das heilige Brot verlieh dem Stabe Wunderkraft. Jeden Morgen umkreiste Steffen mit ihm seine Herde, um sie vor den Wölfen zu schützen. Das half; von Stund an ließ sich kein Raubtier mehr sehen. Die Herde mehrte sich jetzt schnell. Der Wunderstab aber wurde im Bettstroh heimlich verwahrt.

Von dieser Sache wußten Jahre hindurch nur zwei Menschen, nämlich der Hirt und seine Frau. Eines Tages aber kam ein fremdes Weib ins Haus. Die neue Hausgenossin bemerkte nun um die Mitternacht, daß neben dem Bette Steffens ständig zwei Lichter brannten, ohne zu zünden. Sie teilte ihre Wahrnehmung der Hirtenfrau mit und entlockte ihr nach und nach das Geheimnis.

Als der Hirte das erfuhr, wollte er seinen Wunderstab in eine Kiste schließen. Allein sie war für den Stab zu klein. Er wollte den Stab kürzer machen. Aber er wurde immer länger. So blieb dem Steffen nichts weiter übrig, als den Stab wieder im Bettstroh zu verbergen, wo er leuchtete wie zuvor.

Da plagte eines Tages der böse Geist die beiden Weiber, daß sie sich erzürnten. Die fremde Frau hielt nun nicht reinen Mund, sondern erzählte überall von dem Wunder beim Hirten Steffen. In kurzem erscholl die Kunde auch nach Doberan und kam zu den Ohren des Abtes.

Der erschrak gewaltig wegen des Frevels, den der Hirte begangen hatte. Dann rief er die Klosterbrüder im Kapitelsaal zusammen, offenbarte ihnen die Neuigkeit und beriet nun mit ihnen, was in der merkwürdigen Angelegenheit zu tun sei. Endlich kam man zu dem Beschlusß, die Hostie in feierlichem Zuge ins Kloster zu bringen und an einem heiligen Orte aufzubewahren.

Abt und Mönche machten sich auf nach Steffenshagen und traten in das Haus des Hirten. Das Gemach, in dem sich der Stab befand, war erfüllt von himmlischem Lichte. In einer

Ecke stand Steffen, bebend vor Angst. Die Frau aber überreichte den Stock ruhig dem Abt. Als man die Höhlung des Stabes geöffnet hatte, zeigte es sich, daß die Oblate zu Blut geworden war.

Der Vorsteher des Klosters nahm nun das Heilige Blut und trug es nach Doberan. Die ganze Brüderschaft folgte ihm und stimmte fromme Gesänge an. Das Heiligtum wurde in den Dom gebracht und alljährlich einmal dem Volke gezeigt. Dann wurde mancher Kranke gesund.

Steffen aber fand nach vielen Gewissensbissen und langer Reue die Vergebung seiner Schuld.

2. Vom Heiligen Blut zu Krakow.

Die Juden waren einst sehr übermütig geworden. Wo sie die Christen und ihren Gottesdienst verspotteten konnten, nahmen sie jede Gelegenheit wahr. Besonders grob machten sie es in Krakow. Sie brachen die Kirchentür auf, raubten die Hostien, durchstachen sie und warfen sie auf die Gasse, damit sie von den Christen zertreten werden sollten. Als die Oblaten gefunden wurden, wußte man zunächst nicht, wem man die Untat zuschreiben sollte. Man teilte es dem Rate der Stadt mit; und dieser berichtete an die Obrigkeit in Güstrow. Die Sache wurde untersucht; und der Verdacht lenkte sich auf die Juden. Der Landesherr gab Befehl, sie sämtlich in Haft zu nehmen, die Schuldigen wurden offenbar und mit Radestößen vom Leben zum Tode gebracht.

3. Das Heilige Blut zu Güstrow.

In einem Dorfe bei Güstrow wohnte eine Jüdin, die sich zum Christentum bekehrt hatte. Das verdroß die Juden über alle Maßen; und sie ärgerten ihre frühere Glaubensgenossin, wo sie nur konnten. Darauf geriet die neue Christin endlich

in hellen Zorn. Sie erzählte jedem, der es hören wollte, folgende Geschichte: „Es ist noch nicht lange her, da brachte ein Christenweib den Juden eine geweihte Hostie. Als diese in der Synagoge durchstochen wurde, zeigte sich an vier Stellen Blut. Zugleich war bei der rohen Behandlung der Oblate eine Stimme wie das Schreien eines Kindes zu hören. Dies konnte ich nicht ertragen. Ich ließ mich taufen und erlangte Vergebung meiner Sünden.“

Sobald der Landesfürst von dieser Sache erfuhr, ließ er er alle Juden gesangen sezen und foltern, damit sie die Wahrheit offenbarten. Doch niemand gestand etwas. Allein die Christin, welche die Hostie an den Juden verkauft hatte, beichtete ihre Schuld und bat um Gnade. Jedoch der Herzog befahl, daß sie verbrannt werden sollte.

Der Vornehmste aller Juden war Eleasar. Man ermahnte ihn ernstlich, die Wahrheit zu bekennen, sich taufen zu lassen. Er antwortete: „Ich werde meinen Glauben nicht verleugnen, wenn ich auch des schmerzlichsten Todes sterben sollte.“ Als man seine Frau foltern wollte, rief er ihr zu: „Sei beständig, Mechthilde, denn die, welche um der Wahrheit willen sterben, kommen in Abrahams Schoß.“ Darauf wurde ein großer Scheiterhaufen aufgerichtet und die Judenschaft mit dem Tode bedroht. Kein Jude kümmerte sich um die Drohung. Da wurden alle verbrannt, nur nicht Eleasar und seine Frau.

Noch einmal redete der Fürst ihm ernstlich zu und versprach ihm reichen Lohn, wenn er bekennen würde. Doch Eleasar schwieg und schüttelte nur mit dem Kopf. Da wurde seine Frau und dann er selbst dem Tode übergeben. Nach feierlichem Kirchengebet und langem Suchen fand man endlich die Hostie in Eleasars Hause.

Die Synagoge der Juden wurde abgebrochen und an ihrer Stelle eine Kapelle gebaut, in welcher das heilige Blut aufbewahrt wurde. Bald wirkte dies große Wunder. Von weit

her, selbst von Lübeck, kamen Wallfahrer zu dem Heiligtum. Als einst ein großer Brand Güstrow ergriff und auch die Blutskapelle einäscherete, wurde das heilige Blut nach dem Dom gebracht.

4. Vom Heiligen Blut in Sternberg.

In Sternberg lebte ein reicher Jude mit Namen Eleasar. Der hing mit Zähigkeit an den Säzungen und Gebräuchen seiner Väter und wurde deshalb manchmal von den Christen beleidigt und gekränkt. Daraüber war er aufs tiefste erzürnt; und er dachte nach, wie er im geheimen Rache nehmen könnte.

Zu derselben Zeit wohnte in Sternberg ein Priester, der hieß Peter Däne und war an der St. Marienkirche angestellt. Als der einmal, es war im Jahre 1492, in großer Geldverlegenheit war, nahm er einen Grapen und versetzte ihn für vier Schillinge bei Eleasar. Der eiserne Topf aber gehörte gar nicht dem Priester, sondern seiner früheren Köchin, welche er wegen Trunksucht hatte entlassen müssen.

Das Weib kam nun täglich zu seinem ehemaligen Herrn und verlangte den Grapen. Peter Däne aber fehlte es noch immer an dem nötigen Gelde, den Topf einzulösen.

Da machte denn das betrunkene Frauenzimmer jedesmal einen furchtbaren Lärm, forderte immer heftiger ihr Eigentum zurück und drohte zuletzt, den Priester beim Bischof zu Schwerin anzuseigen. Um sich das wütende Weib vom Halse zu schaffen, ging Peter Däne zu dem Juden und bat ihn flehentlich, den Grapen zurückzugeben und wegen der Schuldsumme noch einige Wochen Geduld zu haben.

Eleasar wollte davon nichts wissen und sich auf kein unsicheres Borgen mehr einlassen. Da erbot sich der Priester, gegen Rückgabe des eisernen Topfes einen Altarkelch als Pfand zu hinterlegen.

Der Jude wollte auch darauf nicht eingehen. Es schien ihm, als wenn nun die Zeit seiner Rache gekommen sei; und er versuchte darum, die Notlage des armen Priesters gründlich auszunützen. Er erklärte, daß er den Grapen herausgeben, auf seine Forderung verzichten, ja noch einen halben Gulden dazu zahlen wolle, wenn Peter Däne ihm zwei geweihte Hostien ausliefern werde.

Peter Däne weigerte sich standhaft gegen solches Ansinnen und wiederholte immer dringender sein früheres Anerbieten.

Endlich gab der Jude nach, rückte den Grapen heraus und empfing dafür den Kelch.

Teuflisch lächelnd zog der Jude mit seiner Beute ab. Denn im Besitz des wertvollen Kirchengeräts konnte er von dem armen Priester erpressen, was er wollte.

Die Gelegenheit dazu kam bald, da Peter Däne den Kelch notwendig gebrauchen mußte. Dem Priester half zuletzt kein Sträuben und Wehklagen, er mußte versprechen, zwei Oblaten zu liefern, wenn er den Kelch wieder erlangen wollte. Am Siebenbrüdertage des Jahres 1492, am 10. Juli, weihte er am Altare aller Heiligen in der Sternberger Kirche zwei Hostien. Dann schnitt er ein Stück Seide von der Decke des Altars der Heiligen drei Könige und wickelte das Heiligtum hinein. Am nächsten Tage übergab er es dem Juden, der nunmehr seine Zusage pünktlich erfüllte.

Triumphierend brachte Eleasar das heilige Sakrament nach Hause und übergab es seiner Frau, welche es in einer Tonne mit Federn versteckte, die zur Aussteuer ihrer Tochter bestimmt waren.

Am 20. Juli fand die Hochzeit der Tochter mit dem Juden Simon statt. Eine große Menge Glaubensgenossen aus den verschiedensten Städten war zur Feier eingeladen und auch erschienen.

Am Morgen des Hochzeitstages befahl Eleasar seinem Weibe, die Oblaten herzuholen. Er nahm die Hostien und ging in Begleitung von vier Juden in seine Laube hinter dem Wohnhause. Dort legte er eine Oblate auf den eichenen Tisch und durchstach sie unter Hohn- und Lästerworten mit einer Nadel. Dabei halfen ihm treulich sein Schwiegersohn Simon, Schünemann aus Friedland, Salomon aus Teterow und Michael Ahrens' Sohn aus Neubrandenburg. Doch das teuflische Vergnügen dauerte nur kurze Zeit. Denn was geschah? Es tropfte Blut aus der durchstochenen Oblate. Entsetzt packte Eleasar die beiden Hostien wieder zusammen und verwahrte sie sorgfältig.

Als am Abend des Tages die Gemüter der Hochzeitsgäste von den vielen Getränken erhitzt waren, holte der Hochzeitsvater noch einmal die Heiligtümer hervor. Dann forderte er die Anwesenden auf, recht derbe den Gott der Christen zu verspotten und sich für die häufig erlittene Unbill zu rächen.

Von allen Seiten stürzte man sich nun auf das heilige Sakrament und stieß und stach fluchend und schreiend mit Messern und Nadeln danach. Am schlimmsten machten es die fünf Juden, die schon in der Laube ihr gottloses Werk getrieben hatten. Weiter zeichneten sich David aus Parchim und Leispe, Israel und Hamburger aus Sternberg durch ihre blinde Wut aus.

Auch jetzt quoll wieder Blut aus den Oblaten, aber nicht tropfenweise, sondern in so großen Massen, daß den Juden angst und bange wurde. Die Angst steigerte sich zum Entsetzen, als es dem Weibe Eleasars weder durch Feuer noch durch Wasser gelingen wollte, die Hostien zu vernichten.

Schaudernd wickelte man die Oblaten in ein dickes, wollenes Tuch, rief die christliche Magd herbei und befahl ihr, das Päckchen vor die Stadt zu tragen und in den Mühlenbach zu werfen.

Das Mädchen weigerte sich anfangs, das sonderbare Paket in der regnerischen und düsteren Nacht zu besorgen. Als man ihm aber ein Stück Geld zum Lohn versprach, gehorchte es dem Befehl. Mit heimlichem Bangen und im Fluge durchwanderte die Magd die menschenleeren Straßen. Kaum hatte sie das Mühlentor erreicht, da blieb sie wie festgebannt stehen. Es war ihr, als sinke sie ins Steinpflaster. Verzweifelt wandte sie sich heimwärts.

Sobald Eleasar sie sah, rief er voller Grausen: „Was bringst Du, Unglückselige? Zurück mit Dir und Deiner Last!“ „Jawohl, es war eine Last, die Ihr mir gäbt,“ hauchte todesmatt die Arme und sank dann entseelt zu des Juden Füßen nieder.

Eleasar musste die Oblaten nun wieder an sich nehmen. Er verbarg sie vorläufig in einem hölzernen Leuchterkopf. Am nächsten Morgen aber rannte er mit ihnen zu Peter Däne und sprach zu ihm: „Hier hast Du Deinen Gott, verwahre ihn!“ Dann lief er schleunigst von dannen.

War Peter Däne schon früher in großer Not gewesen, so nun erst recht. Was sollte er mit dem Sakrament anfangen? Er überlegte hin und her. Endlich ging er am späten Abend auf den Hof des fürstlichen Schlosses und vergrub die Oblaten an der Stadtmauer.

Doch die Schandtat der Juden und Peter Dänes blieb nicht lange verborgen. Die Sternberger wunderten sich, daß ein Stein beim Mühlentore zwei Fußspuren aufwies; sie wunderten sich auch über den plötzlichen Tod von Eleasars Magd. Noch mehr war man überrascht, als man auf dem Fürstenhöfe eine Stelle entdeckte, an der Blut aus der Erde quoll. Allerlei Gerüchte durchschwirrten nun die Stadt.

Bald wurden auch die beiden Herzöge in Schwerin auf die Sternberger Gerüchte aufmerksam. Sie kamen mit vielen Räten nach der Stadt und hielten Gericht. Eleasar war entflohen, und die übrigen Juden leugneten hartnäckig. Da

aber auch die Juden, die aus andern Städten an der Hochzeit teilgenommen hatten, verhört wurden, so kam allmählich Licht in die Sache. Am 22. Oktober wurde das Urteil gesprochen. Es lautete: „Auf den Scheiterhaufen mit den Kettern, den Schändern des heiligen Sakraments!“

Am 24. Oktober 1492 wurden 27 Juden, 25 Männer und 2 Frauen, auf dem Judenberge bei Sternberg verbrannt.

Peter Däne wurde in Rostock vors geistliche Gericht gestellt und dann ebenfalls dem Feuertode überantwortet.

Die blutenden Oblaten hatte er schon vorher wieder herausgraben müssen. Sie wurden zunächst auf den Hochaltar gelegt. Später baute man für sie eine besondere Kapelle, die heilige Blutskapelle.

Diese wurde fortan von Tausenden besucht. Selbst die dänische Königsfamilie fand sich in Sternberg ein. Es geschahen Wunder über Wunder: Blinde wurden sehend, Lahme gehend, Taube hörend; sogar Tote standen auf.





VIII. Einige besondere Ereignisse des Mittelalters im Lichte der Sage.

1. Das Gottesurteil von Wittenburg.

In Wittenburg tobte ein furchtbarer Brand. Lange kämpften die Bewohner mit dem verheerenden Feuer. Aber endlich legte sich der Sturm, die Rauch- und Aschenwolken senkten sich, und die Gefahr ging langsam vorüber.

Da rief der alte, ehrwürdige Stadtvoigt Berner die Herren des Rates und andere ehrbare Bürger zu sich heran und sprach: „Meine Freunde, Gott hat uns schwer heimgesucht. Suche nun jeder die Trümmer seines Glückes auf und sorge für sich und die Seinen. Ich danke Euch für Eure Anstrengungen und für Eure Bereitwilligkeit, mit der Ihr meinen Anordnungen Folge geleistet habt. Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, der Name des Herrn sei gelobt!“ Bei diesen Worten ließen dem Greise die hellen Tränen über die Wangen; und die ganze Menge stand voller Rührung um ihn.

Da erhob sich von den Brandstätten her ein furchterliches Geschrei. Ein tobender Haufe näherte sich Herrn Berner. Man schleppte einen Menschen unter den entseßlichsten Verwünschungen herbei. „Dieser Bösewicht hat den Brand angestiftet, in die Glut mit ihm!“ so schrie das empörte Volk. Der ärgste

Schreier rief: „Sieh hier, Herr Vogt, den heillosen Brandstifter! Dieser Schurke hat das Feuer im Neumannschen Keller angelegt. Peinigt ihn nur, dann wird er seine ruchlose Tat schon eingestehen!“

Bleich und entstellt stand der Angeklagte vor seinen Richtern. „Unglücklicher,“ hob der Stadtvoigt an, „warum hast Du solch Elend über Deine Vaterstadt herbeigeführt? Sprich, heilloser Mensch, wenn Deine Zunge noch zu reden vermag!“

Der angebliche Verbrecher sprach: „Dß ich im Neumannschen Keller gewesen bin und bis spät in die Nacht hinein gearbeitet habe, das stimmt. Aber Gott ist mein Zeuge, daß ich das Feuer nicht angelegt habe. Laßt ein Eisen glühen! Habe ich den Brand angestiftet, so verbrenne diese meine Hand.“

Als der Vogt das hörte, befahl er, sofort ein Stück Eisen zu glühen. Als es recht hellrot war und gleich einer Schlange zischte, hielt man es dem Angeklagten hin, daß er es ohne Zeitverlust ergreife. „Hilf Gott!“ rief der aus und blickte dabei gen Himmel. Dann fasste er mit starker Faust das zischende Eisen, hielt es aufrecht und dann höher und immer höher. Dabei verriet er keine Empfindung des Schmerzes, sondern machte die heiterste Miene von der Welt.

„Er ist unschuldig, der Welten ist unschuldig!“ rief bald hier einer und bald dort einer. „Er ist unschuldig, ganz gewiß!“ schrie zuletzt der ganze Hause; und es entstand ein frohes Getümmel.

Jetzt erhob Herr Berner seine Stimme: „Ruhe, Ihr Bürger, Gott hat anders gerichtet, als wir es wohl getan haben würden. Er sei gepriesen, daß er uns vor schwerer Schuld bewahrt hat.“

In diesem Augenblicke wurde das glühende Eisen in der Hand des Unschuldigen unsichtbar und verschwand wie durch einen Zaubererschlag. Einige Scharfsieher bemerkten aber doch noch, daß ein glühender Streifen über die Köpfe der Menge hinwegzog und sich dann in einen Aschenhaufen hineinsenkte.

Bald zerstreuten sich die Leute; und allmählich machte sich jedermann an den Aufbau seines Hauses. Nach einem Jahre war fast die ganze Stadt wieder hergestellt.

Da begab es sich eines Tages, daß einer der Arbeiter beim Pflastern der Straßen eine eiserne Stange unter einem alten Steinlager fand. Er wollte sie herausheben, zog aber sogleich mit einem furchtbaren Geschrei die Hand zurück. „Was ist Dir, Jahnecke?“ fragten die übrigen Arbeiter. Jahnecke antwortete gar nichts, sondern stand wimmernd und hände-ringend da. Da rief einer der Arbeiter, der das dunkelrot glühende Eisen im Sande erblickte: „Seht her! Ist das nicht ein glühendes Eisen? Bei meiner Treu, das sieht ja vor Hitze!“

Andere traten herzu und wunderten sich auch. Die Zahl der Neugierigen wuchs. Da schrie jemand mit fürchterlicher Stimme: „Das ist ja das Eisen von der Feuerprobe! Das ist ja das Eisen, womit Velt den seine Unschuld bewies! Wenn nicht alles trügt, so ist Jahnecke der Brandstifter!“

Der Straßenpflasterer wurde ergriffen. Er war es gewesen, der vor einem Jahre den Velt am schärfsten verklagt hatte. Jahnecke leugnete anfangs hartnäckig, wurde aber bald zum Geständnisse gebracht und dann vom Leben zum Tode befördert.

2. Herr von Hoben zu Wasdow bei Gnoien als Kreuzfahrer.

Auf der alten Burg zu Wasdow wohnte zur Zeit der Kreuzzüge der Herr von Hoben. Auch ihn ergriff der gewaltige Drang, nach dem Heiligen Lande zu ziehen, um tapfer für Gottes Ehre zu streiten.

Mit schwerem Herzen riß er sich los aus den Armen seiner geliebten, trauernden Gattin. Zum Abschied rief er seiner Luitgard zu: „Lebe wohl, Geliebte! Bewache treulich unser Gut! Wir sehen uns wieder.“ Mit den Worten: „Gott befohlen!“ sprengte er von dannen.

Jahre vergingen. Die einsame, verlassene Burgfrau bestieg jeden Morgen einen in der Nähe gelegenen kleinen Hügel. Von ihm aus hatte sie eine weite Aussicht. Sie spähte Tag für Tag in die Ferne, ob der Heisersehnte immer noch nicht heimkehre.

Doch alles Spähen war umsonst. Luitgard glaubte endlich, daß der Gatte im fernen Lande seinen Tod gefunden habe. Schon war sie der Verzweiflung nahe. Nur im Gebete fand sie einen Trost und schöpste neue Hoffnung.

Eines Abends lag sie wieder im brünstigen Gebete auf ihren Knieen und flehte um die Rückkehr ihres Mannes. Zum Schluß tat sie das Gelübde: „Lieber Herrgott, wenn Du meinen Gatten zu mir heimkehren läßt, will ich Dir zur Ehre dort eine Kirche erbauen, wo ich den Kreuzfahrer zuerst erblicken werde!“

Als das treue Weib am nächsten Morgen wie gewöhnlich den Berg erstiegen hatte und mit banger Sehnsucht nach dem Langerwarteten schaute, da tauchte plötzlich im Nebeldunste eine Reiterschar in glänzender Eisenrüstung auf.

Der Gatte nahte. Auf seinem treuen Schlachtross jagte er, seine Knappen weit hinter sich lassend, im sausenden Galopp daher; und bald lag die vor Dank und Freude laut schluchzende Gattin an des Geliebten Brust.

Gesund, frisch und munter traf der Herr von Hoben ein. Er hatte tapfer mitgekämpft und manchen Strauß mit den Sarazenen bestanden.

Luitgard hielt ihr Gelübde. Bald erstand auf dem Sehnsuchtshügel ein Gotteshaus.

3. Der schwarze Tod in Platschow bei Grabow.

In alten Zeiten war Platschow ein sehr wohlhabendes Dorf. Doch die Einwohner wurden nicht übermütig, sondern blieben bescheiden und wandelten in den Wegen des Herrn. Darum ruhte auch der Segen Gottes sichtlich auf ihrer Arbeit.

Bald aber kam die schrecklichste Krankheit, die es gab, in die Gegend von Platschow, nämlich der schwarze Tod. Allein kein Platschower wurde krank an dieser Pest, obwohl sie in Scharen in die benachbarten Dörfer eilten, um den nach Hilfe schreienden Kranken beizustehen.

Doch nach und nach wurden die Platschower kleinküttig und verzagt. Als der schwarze Tod ringsumher in den Dörfern immer ärger zu wüten begann, schlossen sie sich von ihren Nachbaren ab und hoben den Verkehr mit ihnen ganz auf. Sie machten um ihr Dorf einen gewaltigen Damm und warfen an jeder Seite desselben einen tiefen Graben aus. Hinter einer solchen Schanze glaubten sie sich vor dem schwarzen Tode sicher.

Als die Platschower sich aber noch in bester Sicherheit wähnten, brach auch bei ihnen, ehe sie sich's versahen, die schreckliche Krankheit aus. Weder Junge noch Alte, weder Schwache noch Starke, weder Reiche noch Arme wurden verschont. Anfangs traten die Gesunden noch zusammen, um den Verstorbenen ein ordentliches Begräbnis in ihrem Kirchdorfe Berge im Preußischen zu bereiten. Als aber der Toten so viele wurden und der Gesunden nur noch wenige waren, vermochte man das nicht mehr. Man legte die Leichen gar nicht mehr in einen Sarg, sondern trug sie über den Wall und begrub sie dann auf dem Mühlenberge in einem Massengrabe.

Nach kurzer Zeit war ganz Platschow bis auf einen Mann ausgestorben; und dieser hieß der lange Schuldt. Er trug die letzten Leichname über den Wall auf den Totenplatz

nach einer offenen Grube und füllte sie dann mit Erde. Darauf verschwand der lange Schuldt. In Platschow gab's jetzt keine Menschenseele.

Nach dreißig Jahren wagten es zuerst wieder fünf Menschen, nämlich drei Brüder Schuldt und zwei Brüder Holm, sich im Dorfe anzusiedeln. Die meisten Häuser waren ihrer Dächer und Wände beraubt, und einige hatte der Wind vollständig über den Häusern geworfen. Die Straßen standen so voller Unkraut und Gebüsch, daß kaum hindurchzudringen war. Hunderte von Hunden empfingen die Einwanderer mit einem widerlichen, furchtbaren Geheul.

Nur ein einziges Haus fanden die fünf Menschen in einem ziemlich bewohnbaren Zustande. Doch auch in ihm hatte in einer Reihe von Jahren auf dem Herde kein Feuer gebrannt. Denn in dem Küchenraum stand ein Holunderbaum, so dick wie eine Wagendeichsel.

Nachdem die Ankommlinge sich eingerichtet hatten, machten sie noch vier Häuser bewohnbar. Dann reinigten sie die Straßen vom Unrat, jagten die gräßlichen Hunde zum Teufel und singen endlich auch mit der Ackergewerkschaft an.

Bald kam neuer Zug von Familien. Alle waren gottesfürchtig; und der Allmächtige lohnte ihre Arbeit.





IX. Sagen von wundersamen Bäumen, Brunnen und Seen.

1. Der Hexenbaum von Ulrichshusen.

Zur Zeit der Hexenverfolgungen war auch ein Untergebener des Ulrichshusener Burgherrn, ein alter Arbeitsmann mit blöden Augen und grauem Haar, böswilligerweise von einem ihm feindlich gesinnten gottlosen Schäfer der Hexerei angeklagt worden. Sogleich wurde der Alte vors Gericht geführt und zum Feuertode verurteilt.

Am nächsten Tage schon führte man den Unglücklichen auf einen Hügel, band ihn an den Pfahl und türmte ein hohes Feuer um ihn auf. Vor seinem Ende flehte jedoch der alte Mann laut zu Gott, er möge zum Zeichen seiner Unschuld ein Wunder geschehen lassen. Als der Scheiterhaufen heruntergebrannt war, da schoss plötzlich aus der Brandstätte aus dem noch heißen Erdboden ein gar wunderbarer, hoher Baum hervor. Der Baum hatte weder Blätter, noch trug er Früchte.

Alles Volk, das da herbeigeströmt war, das schreckliche Schauspiel mit anzusehen, entsegte sich ob dieses Gotteswunders und erkannte jetzt mit Schrecken die Unschuld des alten Arbeitsmannes. Den gottlosen Schäfer, seinen böswilligen Verleumder

und Mörder, aber sand man am nächsten Morgen mit gräßlich verzerrten Zügen und mit ausgerissener Zunge tot auf dem Acker liegen. Der Teufel hatte ihn in der Nacht zu Tode gehegt und ihn also furchtbar gerichtet.

Lange Jahre hiernach stand noch der wunderbare Baum mit seinen kahlen Zweigen. Sein Holz soll anfänglich so hart gewesen sein, daß auch die schärfste Axt nicht hineinzudringen vermochte. Das Volk nannte ihn allgemein nur den Herenbaum.

2. Die in Eichen verwandelten sieben Nonnen zu Ivenack.

Einst bestand in Ivenack ein reiches Nonnenkloster. Die Vorsteherin waltete sorgsam ihres Amtes und hielt im Kloster eine strenge Zucht.

Trotzdem hatten einmal sieben junge Nonnen ihr Gelübde gebrochen und eine schreckliche Sünde begangen. Als man sie zur Rechenschaft ziehen wollte, wandten sie sich schleunigst zur Flucht. Aber sie kamen nicht weit. Der Arm des rächenden Gottes ereilte sie und verwandelte sie in Eichen.

Alle diese Eichen sollen ein Leben von wenigstens tausend Jahren haben. Dann geht die erste Eiche ein; und damit ist eine Nonne erlöst. Hundert Jahre später verdorrt die zweite Eiche; und abermals ist eine Klosterschwester von ihren Fesseln befreit. So geht es alle hundert Jahre weiter, bis auch die letzte Nonne aus ihrer Erstarrung erwacht ist.

3. Die Wundereiche von Fahrenholz.

Zwischen dem Hause Fahrenholz und dem Dorfe Stäbelow befindet sich ein alter, ehrwürdiger Eichbaum. Der Stamm zeigt etwa drei bis vier Meter über der Erde eine Öffnung, durch welche sogar ein Erwachsener hindurchkriechen kann.

Einst herrschte bei dieser „Krupeiche“ täglich ein reges Leben. Aus der Nähe und Ferne eilten Scharen von Kranken und Elenden herbei. Arm und reich, alt und jung, vornehm und gering, alle, welche bei keinem Arzte mehr Heilung erlangen konnten, kamen herzu, um bei dem Baum einen letzten Versuch zu machen. Am meisten hatten diejenigen, die von der Gicht geplagt wurden, Aussicht, geheilt zu werden.

Sobald die Sonne untergegangen war, stiegen die Gebrechlichen an einer Leiter zur Öffnung empor und krochen gläubigen Herzens hindurch. Sofort fühlten sie sich wie von neuem geboren, kletterten behende an der andern Seite des Baumes hinunter und stürmten jubelnd von dannen.

Einst wurde auch die Frau eines Landdrosten von jahrelanger Krankheit heimgesucht. Alle Mittel der berühmtesten Professoren schlugen nichts an. Die Frau schien unheilbar zu sein. Da hörte sie einmal die Wundereiche röhmen und beschloß denn auch sofort, ihr einen Besuch abzustatten.

Die Frau ließ sich nach dem Baume fahren, stieg vom Wagen, ergriff die Leiter und klomm mit Aufbietung ihrer letzten Kraft an ihr empor. Dann quälte sie sich durch die Öffnung hindurch und war nun zu ihrem großen Erstaunen vollkommen gesund. Mit heißem Danke gegen Gott sprang sie wieder in ihren Wagen und kehrte munter und zufrieden in die Arme ihres hocherfreuten Gatten zurück.

Solch Wunder erlebten viele Kranke. Aber eines Tages war es mit der Heilkraft des Baumes vorbei. Daran hatte ein Handwerker schuld. Als er eine bequeme Treppe zur Öffnung anbringen sollte, führte er allerlei gottlose Worte im Munde und schändete und entweihte die Eiche auf eine unanständige Weise. Da schwand die Wunderkraft.

Seit der Zeit meidet jeder Kranke den Baum. Niemand kriecht mehr durch die Öffnung. Nur sieht man ab und an in ihr den Bösen. Höhnisch grinst er den Vorübergehenden an.

4. Der Gesundbrunnen von Dänschenburg.

In der Kirche zu Dänschenburg bei Ribnitz sieht man gerade unter der Kanzel fortwährend eine feuchte Stelle, über welche die Sage also berichtet:

Vor vielen Jahren befand sich hier ein Gesundbrunnen, dessen Wasser eine besondere Heilkraft gegen allerlei Krankheiten hatte. Bald verbreitete sich der Ruf von diesem Brunnen durchs ganze Land. Scharenweise strömten die Kranken aus allen Gegenden herbei. Weil der Brunnen aber alle Krankheiten heilte, so suchte hinsicht niemand mehr Hilfe bei den Ärzten. Diese wurden darüber neidisch und wußten einen Schäfer zu bewegen, seinen Hund in den Brunnen zu werfen. Sofort hörte die heilende Kraft dieses Brunnens auf. Er wurde zugeworfen. Die Stelle aber, wo der Heilquell einst war, ist seit der Zeit feucht geblieben.

5. Die Tiefe des Barrentiner Sees.

Der Barrentiner See ist bis etwa 20 Fuß vom Lande sehr flach, dann aber gehts plötzlich in eine bodenlose Tiefe. Die tiefste Stelle des Sees aber soll in der Nähe der vormaligen Klostergebäude sein.

Vor langer Zeit wollten die Barrentiner einmal sehen, wie tief der See an dieser Stelle wohl sei. In Gegenwart einer großen Zuschauermenge fuhren an einem sonnenhellen Nachmittage einige vornehme Barrentiner, begleitet von einigen Fischerknechten, in einem Boote eine Strecke auf den See und ließen dann ein Tau von bedeutender Länge in die Tiefe. Kaum aber begann man mit diesem Werke, so wurde der See unruhig, das Wasser kräuselte sich leicht und geriet endlich immer stärker in Bewegung, obgleich es ganz windstill war und die Sonne warm schien. Vorsichtige Leute meinten jetzt, man solle doch von dem Vorhaben abstehen, denn die Geister

wollten das Messen nicht dulden. Doch die Arbeit wurde fortgesetzt. Allein man kam mit dem Tau nicht auf den Grund; es war zu kurz. Da holte man noch ein Seil von ungeheurer Länge herbei, knüpfte es mit dem ersten zusammen und band dann in das Ende, welches hinabgelassen werden sollte, noch eine zinnene Kaffeekanne. Dann begann man das Seil von neuem in die Tiefe hinabzulassen.

Während dieser Anstalten war der See immer unruhiger geworden; dumpfe Töne ließen sich vernehmen; die Wellen gingen immer höher, und es war schon Gefahr für die im Kahne Sitzenden vorhanden. Endlich hatte man das Seil ganz hinabgelassen, kam aber damit nicht auf den Grund. Man begann jetzt, es wieder herauszuziehen, wobei die Zuschauer, die am Ufer standen, helfen mußten. Als endlich das letzte Ende des Seils im Kahne lag, fand man, daß die zinnene Kaffeekanne bis auf die Öse weggeschmolzen war. Die Unruhe des Wassers hatte jetzt ihren höchsten Grad erreicht. Es wirbelte im Kreise herum und schlug hohe Wellen. Als das Seil wieder ganz aus dem Wasser herausgezogen war, spaltete sich das Wasser plötzlich an dem Ort, wo der Kahn stand; dieser selbst schlug um — ein lauter Schrei — dann sah man nichts mehr.

In atemloser Spannung hatten die Zuschauer diesem Spiele zugesehen. Jetzt erschien es ihnen, als würde das Wasser an der Stelle, wo das Boot gestanden hatte, von lebendigen Wesen bewegt. Ein Haupt schaute aus dem See; und deutlich vernahm man in schauerlichen Tönen die Worte: „Wehe, wehe, wehe! Wird dieser Trevel noch einmal versucht, so soll ganz Barrentin untergehen wie diese Menschen.“ Das Haupt verschwand, und die Zuschauer flohen. Das angewandte Seil hatte eine solche Länge, daß man dreimal damit die Kirche umziehen und dann noch dreimal von unten bis an die Turmspitze messen konnte.

6. Wie die Muränen in den Schalsee kamen.

In Jarrentin gab es früher ein Nonnenkloster. Einst trug es sich zu, daß zur Äbtissin eine Italienerin gewählt wurde. Die hatte, besonders in der Fastenzeit, ein großes Verlangen nach Muränen, weil sie den Fisch in ihrer Heimat Italien oft und gern gegessen hatte.

Als eines Abends die Gier nach diesen Fischen bei der Äbtissin recht stark wurde, trat ein Herr zu ihr in die Zelle. Er erbat sich, Muränen herbeizuschaffen, wenn sie mit einem Tropfen ihres Blutes ihren Namen in sein Buch eintragen wolle. Lange sträubte sich die Nonne. Doch endlich siegte das Verlangen nach dem schmackhaften Fisch; und sie gab ihre Unterschrift. Doch machte sie gleich mit dem Herrn aus, daß der Vertrag nur Gültigkeit haben solle, wenn die Fische bis nachts um 12 Uhr im Kloster wären. Der Herr versprach alles und verschwand dann.

Kaum war dies geschehen, da schlug der Äbtissin das Gewissen. Angst und Schrecken peinigten sie aufs höchste. Endlich rief sie ihre Nonnen zusammen, erzählte ihnen alles und fragte bei ihnen um Rat. Aber niemand wußte einen Ausweg. Endlich um 11 Uhr kam man auf den Gedanken, dem Teufel ein Schnippchen zu schlagen. Die Äbtissin ließ den Küster kommen und bewog ihn, sogleich auf den Kirchturm zu steigen und den Zeiger der Turmuhr vorzuschieben. So kam es, daß schon zwölf mächtige Schläge ertönten, obwohl noch eine Viertelstunde an der Mitternacht fehlte. Aber gerade in dem Augenblick, als der erste Schlag zu hören war, sauste der Teufel mit seinen Muränen durch die Luft heran. Außer sich vor Wut, daß er den Handel mit der Äbtissin verloren hatte, warf er die Fische ins Wasser. Seit der Zeit birgt der Schalsee den seltenen Fisch in sich.

7. Der See bei Probst-Jesar.

Vor alten Zeiten befand sich bei Probst-Jesar ein Eichenwald, in dem die reichen Bauern mittags ihre Pferde hüteten und zugleich der Ruhe pflegten. Eines Tages baten wandernde Zigeuner um eine kleine Gabe; doch ihre Bitte wurde ihnen hartherzig abgeschlagen. Da schrie ein Zigeunerweib: „Wartet, ihr Geizhälse, das soll Euch schlecht bekommen!“

Dann gingen die Bettler fort, fingen sich ein Pferd, hieben ihm den Kopf ab und füllten ihn mit Quecksilber. Nachdem sie diesen in eine Vertiefung geworfen, sprachen sie einige Zaubersprüche und zogen dann weiter.

Bald darauf hörten die Bauern ein Fischen, Sausen und Brausen, welches von Minute zu Minute stärker wurde. Die erschreckten Leute eilten zu der Stelle, woher das Geräusch kam. Zu ihrem Entsezen sahen sie, wie der Pferdekopf sich immer im Kreise herumdrehte, die Erde sich immer mehr senkte und die Vertiefung sich mit Wasser füllte. Besorgt um ihr Dorf und ihre Feldmark, setzten sie zu Pferde den Zigeunern nach, erreichten sie bei dem Dorfe Loosen und bewogen sie durch Bitten und Versprechungen zur Rückkehr und Aufhebung der Zaubersprüche. So wurden Dorf und Feldmark gerettet, aber der einmal entstandene See blieb.





X. Raubrittersagen.

1. Raubritter Henning Bradenkierl.

An der Stelle des Hofses von Ankershagen bei Penzlin erhoben sich in alten Zeiten die Zinnen und Mauern einer starken Ritterburg. Hier hauste Henning Bradenkierl und beunruhigte weit und breit die Gegend.

Schon oft hatte man deshalb versucht, das Raubnest auszunehmen. Doch die Versuche waren fehlgeschlagen. Denn die Mauern der Burg waren zu dick, die Gräben zu tief und die unterirdischen Gänge, die nach allen Richtungen ließen, zu zahlreich.

Besonders aber kam es dem Henning zustatten, daß er sich auf einem Hügel, eine Viertelstunde von seiner Burg entfernt, ein befestigtes Vorwerk angelegt hatte. Dies zeigte einen hohen Wartturm, in dem Tag und Nacht Wächter auf der Lauer lagen und nach Beute ausspähten.

Eines Tages meldete ein Spion dem Ritter, daß ein Prinz mit großem Gefolge und herrlichen Schätzen im Anzuge sei und am nächsten Tage nicht weit von der Burg vorüberkommen würde. Sofort beschloß Bradenkierl, sich mit einer starken Schar verwegener Reiter in den Hinterhalt zu legen und den jungen Fürsten zu überfallen.

Am Abend versammelte Henning seine Anführer in seiner Rüstkammer, um mit ihnen den Übersall bis in alle Einzelheiten zu besprechen. Laut ging es her in dem Gemache. Als man lange hin- und hergeredet hatte, rief der Ritter endlich: „Und das sage ich Euch, der Prinz muß sofort ins Gras beißen! Auch von dem Gefolge darf kein Mensch lebendig bleiben. Die Leichen sind sofort zu verscharrn!“

Während dieser Reden stand vor der Tür der Rüstkammer ein Schweinehirte des Ritters. Er war von den nahen Mastholzungen nach der Burg gekommen, um seinem Herrn über die Herden zu berichten, und war dann von einem unerfahrenen Knappen nach der Rüstkammer gewiesen worden. Schon hatte er die Hand auf den Türdrücker gelegt, als er plötzlich unschlüssig stillstand. Neugierig horchte er auf die Worte drinnen in der Kammer. Bald aber packte ihn das Grausen. Denn der Ritter hatte soeben seine furchtbaren Worte gesprochen. Um nun Hennings schändliche Absicht zu vereiteln, das bedrohte Leben unschuldiger Menschen zu retten und gleichzeitig einen guten Botenlohn zu verdienen, schlich der an Gütern arme, aber an Kindern reiche Hirte von hinten.

Durch die stockfinstere Nacht schritt er rüstig auf wohlbekannten Pfaden fort. Als er bereits mehrere Meilen zurückgelegt hatte und der neue Tag schon zu dämmern begann, traf er glücklich mit dem glänzenden Zuge des Prinzen zusammen. Als er vor den hohen Herrn geführt wurde, zog er ehrerbietig seinen Hut und entdeckte ihm das gräßliche Vorhaben Hennings. Gerührt dankte der Prinz, schüttelte dem Hirten die Hand, beschenkte ihn mit Geld und schönen Sachen und schlug dann mit seinem gesamten Trosse eine ganz neue Richtung ein. Der Sauwächter aber kehrte in seine Waldungen zurück.

An demselben Morgen war auch Ritter Bradenkierl schon früh auf den Beinen. Er harrte mit seinen Anführern an der verabredeten Stelle seines Opfers. Es war Mittag geworden.

Der Prinz kam nicht. Der Ritter wurde unruhig. Es wurde Abend. Kein Zug nahte. Henning schimpste. Es wurde Mitternacht. Kein Prinz ließ sich sehen. Bradenkierl fluchte und tobte. Es wurde wieder Morgen. Die Landstraße blieb leer. Da schäumte der Ritter vor Wut. Wild stampfte er mit den Füßen. Dann schrie er zornentbrannt: „Hier muß Verrat im Spiele sein! Aber wehe dem verdammten Verräter! Er soll es schwer büßen! Lebendig lasse ich ihn spießen und braten!“ Endlich stürmte er in wilder Hast nach Hause.

Bald erwies es sich denn auch, daß der Prinz wirklich gewarnt worden war und deshalb eine entgegengesetzte Richtung eingeschlagen hatte. Auch kam es heraus, daß der Sauhirte der Verräter gewesen sei. Sofort ließ Henning den Unglücklichen ergreifen und auf seinen Burghof führen. Der Hirte wurde trotz alles Jammerns und Flehens lebendig gespießt und langsam am Feuer zu Tode gebraten. Um die Qual zu erhöhen, wurde der Leib fortwährend mit Öl begossen. Als der Bedauernswerte mit seinem herzerschütternden Angstgeschrei die Lüfte erfüllte, ließ Henning Weib und Kinder des Gemarterten kommen, damit sie Zeugen des schrecklichen Schauspiels würden. Der Ritter freute sich königlich über das Klagegeschrei des Hirten und über das Händeringen und Weinen der armen Angehörigen. Er stieß sie mit seinen Füßen, sprach dabei schreckliche Gotteslästerungen aus und setzte das solange fort, bis er den armen Mann zu Tode gebraten hatte. Henning trug seit der Zeit seinen Namen Bradenkierl mit Recht.

Doch auch ihn ereilte das Schicksal. Von Gott und Menschen verflucht, hauchte er endlich seine schwarze Seele aus. Bald danach fiel auch seine Burg. Die Kerker wurden geöffnet und alle die Gefangenen in Freiheit gesetzt. Die hohen Türme aber wurden gesprengt, die Mauern niedergerissen und geschleift, die Wälle zerstört, die Gräben verschüttet.

Obwohl man den Ritter in eine tiefe Grube geworfen

hatte, so wuchs doch sein rechtes Bein, mit dem er den Hirten und seine Lieben gestoßen hatte, wieder aus der Erde hervor. So oft man den Fuß auch vergrub, er kam immer wieder zum Vorschein. Als aber der Totengräber von Ankershagen ihm unter dem Altar in der Kirche eine Stätte anwies, kam Henning Bradenkierl endlich zur Ruhe.

2. Ritter Martin von Waldensels in Gorlosen.

In dem Dorfe Gorlosen an der alten Elde erhob sich früher eine mächtige Burg. Sie war von allen Seiten von tiefem Wasser umgeben und deshalb so gut wie uneinnehmbar.

Der letzte Burgbesitzer, Martin von Waldensels, war ein Raubritter und Wegelagerer erster Klasse. Mit seinen Verbündeten machte er die ganze Gegend unsicher. Nahe bei seiner Burg führte eine Brücke über die Elde. Damit ihm hier nun nichts entgehe, ließ er von seinem Schlafzimmer einen Draht unter die Brücke leiten. Sobald sich irgend etwas über die Brücke bewegte, erzitterte leise der Draht und ließ eine Glocke ertönen, die sich im Schlaßgemach des Raubgrafen befand. Dann schoß der Herr von Waldensels sofort aus seiner Burg hervor und auf seine Beute los.

Einst hatte er den Lübecker Bischof gefangen. Er hielt ihn lange Zeit bei Wasser und Brot in strenger Haft. Es gelang den Freunden des Bischofs nicht, ihn zu befreien. Da nahm sich der Gorlosener Fischer des Gesangenen an. Während der Nacht fuhr er mit seinem Kahn zu dem hart an der Elde liegenden Burgverließ, befreite den Bischof, verbarg ihn unter Schilf und fuhr mit ihm nach dem preußischen Dorfe Krienitz.

Doch der Raubritter merkte bald, was vorgegangen war. Er setzte dem Flüchtling nach und konnte ihn bald ergreifen.

Dann ließ er ihn auf eine Anhöhe bringen, ihn völlig entkleiden, an Händen und Füßen binden und den ganzen Leib mit Honig beschmieren. Von allen Seiten kam nun das Ungeziefer herbei und stürzte sich auf den unglücklichen Bischof. Da ihm auch weder Speise noch Trank überreicht wurde, machte der Tod seinen Martern bald ein Ende.

Als die Grausamkeit ruchbar geworden war, wurde der Ritter in die Acht getan und dabei als vogelfrei erklärt. Doch das kümmerte ihn wenig. Er raubte und plünderte ruhig weiter.

Einst war es um die Neujahrszeit. Da hörte der Waldensels, daß ein Warenzug Lübecker Kaufleute bei seiner Burg vorüberkommen werde. Das erfüllte ihn mit teuflischer Gier; und sogleich stand es bei ihm fest, daß die kostbare Ware sein eigen werden müsse.

Aber gerade in dem Augenblick, als der Raubritter auf Plünderung ausziehen wollte, erwartete sein holdes Weib die Geburt eines Kindes. Seine Frau bat ihn darum immer wieder flehentlich, sie in ihrer schweren Stunde doch nicht zu verlassen. Als alles Bitten vergeblich war, klammerte sich das arme Weib fest an ihren Mann. Hart und gefühllos aber stieß er es mit solcher Wucht von sich, daß es blutend zu Boden stürzte. Dann stürmte er hohnlachend ins Freie.

Bald darauf gebar die Burgfrau ein totes Söhnlein. Dabei gab sie selbst ihren Geist auf. Dem ruchlosen Ritter aber ging es in der gleichen Stunde auch ans Leben. Denn die handfesten Begleiter des Lübecker Zuges wehrten sich beim Angriff des Ritters aufs äußerste und schlugen so kräftig auf den Unhold los, daß er sterbend zusammenbrach.

Sein ruheloser Geist aber spukte noch lange während der Neujahrsnacht in Gorlosen.

3. Der Raubritter von Dasseln zu Boizenburg.

Es waren einmal drei Brüder, genannt die Herren von Dasseln. Sie hatten ihre Raubschlösser zu Artlenburg, Boizenburg und Lauenburg. Ihre Raubschiffe fuhren beutesuchend auf der Elbe umher. Und wenn die Kaufleute und Schiffer im Vaterunser beteten: „Sondern erlöse uns von dem Übel,“ so dachten sie allemal auch an die Herren von Dasseln.

Der Herr von Dasseln auf Boizenburg hatte schon früh seine Frau verloren, welche ihm ein blutjunges Töchterlein hinterlassen hatte. Als das Kind kräftig herangewachsen war, brauste vom Sachsenlande her der Sturm des Christentums übers Wendenland dahin und erfasste auch das Herz der Raubrittertochter. Sie wurde gar fromm und verfolgte mit Abscheu das Treiben der Raubritter.

Einst hatte der Vater wieder mit den sauberer Brüdern einen Raubzug unternommen. Die Tochter blieb daheim und trauerte über das sündige Wesen ihres Vaters. Endlich wurde es ihr in den weiten Räumen des Schlosses zu enge. Sie ging hinaus auf den Burghof, schritt über die Zugbrücke und verschwand dann in dem nahen Walde.

Sie sank an dem morschen Stamm einer Eiche auf ihre Kniee und bat den barmherzigen Gott um Gnade für die arme Seele ihres gottlosen Vaters. Kaum war ihr Amen aus dem Tiefinnersten ihres Herzens hervorgequollen, da rauschte und raschelte es hinter ihr im Gebüsch. Ein bleicher Jüngling, ein Rittersmann, trat ehrerbietig auf sie zu und klagte, daß er verirrt sei und schon tagelang in der Wildnis umherwandere.

Voll Mitleid nahm die Jungfrau den jungen Menschen mit ins Schloß und ließ ihn gut bewirten. Bald war er so gestärkt, daß er mit Leichtigkeit hätte weiterziehen können. Aber er zögerte, weil er seine Retterin lieb gewonnen hatte. Und das Ritterfräulein freute sich des Verweilens, weil es dem Jüngling auch von Herzen zugetan war.

Eines Tages ertönte Hörnerschall und Jubelgeschrei. Der Raubritter kehrte mit seinen gottlosen Mannen zurück und führte hochbeladene Wagen mit Beute heim.

Dem Mägdelein war nicht wohl zu Mute, als es dem Vater entgegen schritt. Doch ging alles am Anfang besser, wie es sich die Rittertochter gedacht hatte. Denn der Vater hörte ihre Erzählung von dem kranken Jüngling ruhig an und lächelte sogar ein paarmal dazu. Aber am Schlusse wandte sich das Blatt. Das junge Mädchen nannte den Namen des Ritters, und das rief in dem Vater eine schreckliche Veränderung hervor. Eine entsetzliche Wut und endlose Rachsucht sprühten aus seinen Augen. Die Tochter hatte den Sohn seines Todfeindes zum Geliebten erkoren.

Schonungslos wurde der Jüngling ins Burgversieß geworfen.

Doch nach vielen Tagen gewann des Kindes Bitte und Gram die Oberhand über die Rachsucht des Vaters. Dem Ritter sollte das Leben geschenkt sein; aber die Freude und das Vergnügen, seinen Feind mit Schimpf und Schande vom Burghof zu jagen, wollte der Herr von Dasseln sich doch nicht nehmen lassen. Und so geschah es denn auch.

Nachdem der Jüngling Schmach und Hohn erduldet hatte, eilte er der väterlichen Burg zu. Hier raffte er seine kriegsfähige Mannschaft zusammen, vereinigte sich mit benachbarten Rittern und eröffnete nun die Fehde wider den Voizenburger.

Allein je näher der Jüngling der feindlichen Burg kam, desto ängstlicher wurde es ihm ums Herz. Galt sein Kampf doch dem Vater seiner Geliebten. Deshalb sammelte er seine Gefährten um sich und nahm ihnen das heilige Versprechen ab, das Leben des Raubritters und seiner Tochter zu schonen.

Sowie der Herr von Dasseln das drohende Unwetter bemerkte, traf er auf seinem Schlosse alle Anstalten zur verzweifelten Gegenwehr. Die Belagerer forderten ihn zur Ergebung

auf und begehrten nur, daß er das Rauben auf der Elbe unterlasse und die Tochter dem Geliebten gebe. Hohn war die Antwort.

So begann der Sturm. Der Boizenburger wehrte sich zwar mit Verzweiflung, aber alle Mühe war nutzlos. Die Burg wurde erobert. Prasselnd loderte die Flamme an allen Ecken und Enden hervor.

Mit genauer Not gelang es dem Jüngling, die Braut aus der Feuersglut zu retten. Der Raubritter war nirgends zu finden.

Die Burg wurde der Erde gleich gemacht. Der junge Ritter führte die Jungfrau als seine Braut heim. Den Herrn von Dasseln aber hat kein Auge wieder geschaut.

4. Die Raubritter vom Borwall bei Zarrentin.

Etwa eine Stunde von dem Flecken Zarrentin, hart an der lauenburgischen Grenze, steht auf einem etwas erhöhten Platze ein kleines Buchengehölz, das die Leute der dortigen Gegend Borwall nennen. Von allen Seiten ist dieses Gehölz von Wiesen umgeben, so daß es einer Insel in einem großen See gleicht. Von diesem Borwall erzählen die alten Leute in den Dörfern der Umgegend folgende Sage:

Vor vielen, vielen Jahren war auf dem Borwall eine feste Burg. Um sie war ein tiefer Wassergraben; und niemand konnte anders als über die niedergelassene Zugbrücke in die Burg kommen. Die Burgbewohner aber waren räuberische Gesellen, die am Tage sich wenig sehen ließen, des Nachts aber über die Brücke durch den nahen Wald auf die Landstraße nach Lübeck zu ritten. An dieser Straße hatten sie ein Versteck, von wo aus sie den Weg überwachen konnten. Be-

sonders hatten sie es auf die Wagenladungen der Lübecker Kaufleute abgesehen. Die Fuhrleute wurden umgebracht, und mit den geraubten Waren kehrten sie am Morgen in ihre Burg zurück. Dadurch hatten sie große Reichtümer zusammengebracht. Alles in der Burg war auf das schönste und kostbarste eingerichtet, und bei den Festmahlen aß man nur aus silbernen Schüsseln.

Viele Jahre hatten die Raubritter hier auf der Burg ihr Wesen. Damit die Spur der Pferde diesen Ort nicht verrate, hatten sie denselben die Hufeisen verkehrt aufgelegt, so daß niemand wußte, woher sie gekommen waren. Doch endlich hatte auch ihre Stunde geschlagen. Die Lübecker zogen mit einer bewaffneten Schar aus, durchstreiften die Gegend und fanden auch dieses Räuberfest. Die Burg wurde gänzlich niedergeissen und die Bewohner derselben getötet. Die vielen goldenen und silbernen Geräte, unter denen sich auch eine goldene Wiege befand, blieben unter den Trümmern begraben.





XI. Teufelssagen.

1. Die Teufelsmühle bei Neubrandenburg.

Unweit Neubrandenburg lagen vor alter Zeit in einem großen, finstern Laubwalde zwei Wassermühlen. Die eine hieß die Teufelsmühle, weil der leibhaftige Teufel darin wohnte. Dieser hatte mit dem Besitzer der andern Mühle einen Vertrag abgeschlossen, nach welchem der Müller ihm an jedem ersten Monatstage eine Seele abliefern mußte. Der Müller erfüllte seinen Vertrag pünktlich.

Bald war er aber in den allerärgsten Berruf geraten, denn alle seine Gesellen waren regelmäßig nach kurzer Zeit immer wieder spurlos verschwunden.

Eines Tages kam ein Müllergeselle aus dem Schwabenlande zu ihm gewandert, der um jeden Preis Arbeit suchte, weil er keinen Heller mehr im Beutel hatte und ganz abgerissen war. Der Müller nahm ihn auch sofort und machte ihn damit bekannt, daß er weiter nichts zu tun habe, als am ersten Tage jeden Monats ein Fuder Sägespäne nach der Teufelsmühle zu fahren. Der Geselle willigte gern ein, diese leichte Arbeit zu übernehmen, und fuhr am andern Tage, der gerade der Monatserste war, mit seiner Ladung hinab zur Teufelsmühle.

Als er dort angelangt war, trat ein Herr im weiten Mantel vor das Haus und befahl ihm, die Sägespäne in die tiefe Grube zu werfen, die auf dem Hofe sichtbar war. In diese Grube hatte der Böse früher stets die Gesellen unversehens gestürzt, wenn sie sich ihr arglos zum Abladen genähert hatten.

Der Müllergeselle, der schon vieles von der Mühle und ihrem Bewohner gehört hatte, weigerte sich, die Fuhr abzuladen, weil er dazu nicht gedungen sei; und wohl oder übel mußte sich jetzt der Teufel selbst an die Arbeit machen. Kaum bückte er sich jedoch über den tiefen Abgrund, um einen Arm voll Sägespäne hinunterzuwerfen, als der schlaue Schwabe ihn für beim Schopfe fasste und köpflings hinabstürzte. Kaum war das aber geschehen, so stieg aus der Grube ein gräulicher Schwedeldampf empor; und mit donnerndem Geprassel stürzten die Mühle und alle Gebäude des Gehöfts zusammen.

Von den Trümmern des Teufelssitzes blieb nichts übrig. Eine Rauchsäule erhob sich über denselben und senkte sich dann in die Grube, worin der Teufel gestürzt war. Der mutige Müllergeselle aber zog leichten Herzens mit seinem Gespann von dannen.

2. Das Teufelsgitter um den Taufstein der St. Marienkirche zu Wismar.

Im Jahre 1344 hatten die Schlosser zu Wismar viele Arbeit. Denn manches Schloß und mancher Riegel mußte für das Innere der Marienkirche geliefert werden. Die meiste Arbeit aber hatte der Meister Velten; denn er stand in dem Ruf, die schönsten und besten Sachen zu liefern. Seine vier Gesellen schmiedeten und feilten den ganzen Tag und konnten doch nicht soviel beschaffen, als verlangt wurde. So mußte der Meister denn selbst tüchtig angreifen, was er auch mit Freuden tat.

Seine wackere Hausfrau war längst gestorben. Von seinen Kindern war ihm nur die achtzehnjährige Mechthild übriggeblieben. Sie besorgte Küche und Keller aufs beste, war des Meisters Augapfel und wurde auch sonst von jedermann gerne gesehen.

Der sonderlichste Geselle in der Werkstatt hieß Kurt. Der Meister hatte ihn als Kind zu sich genommen, weil die Eltern früh verstorben waren. Zwei Jahre war er schon als Geselle bei seinem Lehrmeister, und er war nicht nur ein fleißiger Arbeiter, sondern er ersann auch die kunstreichsten Schlösser. Früher war er ein munterer Bursche, der bei der Arbeit manch lustiges Lied sang. Seit einem Jahre war er wortkarg und einsilbig.

Sein stilles Wesen hatte seinen guten Grund. Denn als er vor einem Jahre mit der Mechthild traulich im Garten war und sich beide gestanden, wie lieb sie einander hätten, war Velten hervorgetreten und hatte zu Kurt gesagt: „Du bist zwar ein tüchtiger Gesell, aber meine Tochter ist doch zu hoch für Dich gewachsen. Könntest Du ihr 100 Goldgulden zum Mahlschätz mitbringen, so ließe sich über die Sache reden; so aber kann nichts daraus werden. Darum laß ab, das Herz meines Kindes zu betören, sonst mußt Du mein Haus verlassen.“

Da Kurt dies aber um keinen Preis wollte, so hielt er sich nach des Meisters Worten.

Einst ging er an einem Festtage, in Gedanken versunken, zum Felde hinaus. Er sann nur darauf, wie er es anfangen könnte, reich zu werden.

Als er bis zum Galgenberg gekommen war, klopfte ihm jemand von hinten auf die Schulter und fragte ihn: „Warum so traurig, junger Gesell?“ Kurt wollte schon weiter gehen, aber der Fremde redete ihm so lieblich zu, daß der Geselle ohne Hehl von seinem Kummer erzählte.

„Du jammerst mich,“ sprach der Herr, „aber wenn Du

nur willst, so kann ich Dir schon helfen. Morgen werde ich zu Deinem Meister gehen, um bei ihm ein Gitter um den Taufstein in St. Marien zu bestellen. Doch wird er die Arbeit nicht übernehmen, weil sie aus einem Stücke geflochten sein soll. Da tritt Du dann kühn hervor, laß Dir den Riß zeigen und erkläre, daß Du die Arbeit schon fertig machen wolltest. Vollendetst Du sie dann vom Hahnenschrei bis nachts ein Uhr, so sind 100 Goldgulden Dein Lohn, wo nicht, so bist Du mein."

Bei dieser Rede wurde dem Kurt ganz angst und bange, denn er wußte nun, daß er es mit dem Teufel zu tun hatte. Erst zauderte er noch; doch Meister Urian wußte ihm den Besitz der holden Mechthild so reizend zu schildern, daß er den Vertrag mit dem Bösen mit seinem eigenen Blute unterschrieb.

Um Dienstag begab sich unser Geselle in die Kirche und schlug in einem Seitengewölbe seine Werkstatt auf. Dann betete er laut ein Vaterunser und ging nun rüstig ans Werk. Er glühte die Stangen, bog, schmiedete, feilte, maß die einzelnen Teile nach der Zeichnung, und gegen Abend erquickte er sich einen Augenblick durch Speise und Trank.

Bald war er wieder in voller Tätigkeit, und seine Kräfte schienen riesengroß zu wachsen. Um 10 Uhr stellte er das Gitter um den Taufstein auf und hämmerte tüchtig darauf los. Doch so flink und frisch er sich auch röhren möchte, die Zeit schwand immer mehr. Die Uhr hatte schon zwölf geschlagen; nur noch ein Stift war umzunieten, dann war die Arbeit vollendet und der Preis errungen. Da hörte er, wie die Uhr eins ansagte, und gleichzeitig erscholl ein Getöse wie Sturmgeheul, das immer näher kam. Der Geselle sah auf und bemerkte, wie der Teufel mit grinsendem Gesichte über ihm schwebte, in der einen Hand den Vertrag, in der andern den Beutel mit dem Golde. Arbeiten konnte er nicht mehr, schon glaubte er sich in des Satans Händen, da fiel ihm das Gebet ein: „Errette uns aus der Gewalt des Teufels!“ Er flehte inbrünstig zu

Gott. Es schlug eins vom Turme. Ein furchtbare Geheul tobte durch die weiten Räume der Kirche. Kurt hatte seine Besinnung verloren.

Am Morgen erwachte der Geselle aus seiner Ohnmacht und fand neben sich die Beschreibung und den Beutel mit den 100 Goldgulden. Sofort ging er zum Priester, beichtete und bekam Vergebung seiner Sünden.

Bald verbreitete sich die Kunde von der wunderbaren Errettung des Gesellen aus der Hand des Teufels durch die ganze Stadt. Dem Meister Welten ging's zu Herzen; und er gab dem Kurt sein liebes Töchterlein zum Weibe.

3. Der vom Teufel geholte Bäcker zu Parchim.

In Parchim wohnte einst ein Bäcker, ein geiziger und hartherziger Mensch. Er hatte bei seinem Vater gelernt, war nie auf Wanderschaft gegangen, sondern stets hinter dem Ofen hocken geblieben. Nach dem Tode seines Vaters übernahm er schmunzelnd das väterliche Gewese und fühlte sich wohl in dem warmen Nest. Auf schlaue und pfiffige Weise wußte er dies bald so zu vergrößern, daß die Leute glaubten, er habe mit dem Bösen einen Vertrag geschlossen.

Dies Gerücht verbreitete sich um so eher, weil der Meister den Namen des Teufels ständig im Munde führte. Wenn er nämlich in seiner Rede etwas besonders bekämpften und als durchaus wahr bezeichnen wollte, fügte er stets den Nachsatz hinzu: „Denn soll mi de Düwel halen!“

Eines Tages kam ein Bettler ins Haus und bat mit flehender Gebärde um etwas Brot für seine darbende Familie. Der Meister vertröstete ihn damit, daß er alles verkauft und kaum genug zum Abendessen für seinen eigenen Hausstand habe. „Un wenn dat nich wahr is,“ rief er, „soll mi de Düwel halen!“

„Dat is'n Wort, Baddersmann!“ ließ sich der Bettler plötzlich vernehmen. Ein Windstoß strich dabei durchs Haus und riß alle Türen auf. Und siehe, in der Stube lag noch Brot im Überfluß.

Dem Bettler aber waren die zerlumpten Kleider wie mürber Zunder vom Leibe gefallen; und jetzt zeigte er sich in seiner wahren Gestalt mit Hörnern, Pferdefuß und Kuhschwanz. Bald vergrößerte er sich, bald schrumpfte er wieder zusammen. Endlich verabschiedete er sich mit einem hößlichen Kratzfuß und ließ einen Höllengestank zurück.

Um den Bäcker aber war es geschehen. Er, der sonst so gesunder Natur gewesen war, fing an zu siechen; und kaum war ein Jahr vergangen, so lag er auf der Totenbahre.

Als er nun begraben werden sollte und die Träger den Sarg auf die Schultern heben wollten, war er so leicht wie ein leerer Kasten. Und als sie damit nach dem Kirchhofe mehr trabten als gingen, lief dem Leichenzuge eine schwarze Sau voraus. Sobald man durch das Kreuztor gelangt war, war das Schwein plötzlich verschwunden.

In dem Hause des Bäckers aber war es seit der Zeit nicht richtig. Oft sprangen des Nachts alle Türen auf; oft hörte man auch auf dem Boden und den Treppen die schlürfenden Schritte des Meisters.

4. Der Teufelssee im Schlemminer Walde.

Am Fuße der Hohen Burg, nicht weit von dem Dörfchen Neu-Schlemmin, liegt der berüchtigte schwarze oder Teufelssee, ein zwar nur kleines, aber fast unergründlich tiefes Wasser.

Einst egte unfern dieses Sees ein Schlemminer Knecht den Acker seines Herrn. Er hatte einen alten, mageren Gaul vor seinem Ackergerät; und die Arbeit ging schlecht von statten.

Und doch sollte und mußte noch vor Abend das Stück Land gut und ordentlich bestellt sein, denn eher durste der Knecht nicht wieder heimkehren.

Schon nahte der Abend, aber die Arbeit war noch lange nicht vollendet. Es mochte kaum die Hälfte fertig sein. Soviel der Knecht auch fluchte und auf die alte, steife Mähre lospeitschte, sie kam fast nicht mehr vom Flecke und fiel endlich ganz ermüdet um.

Wie tobte der Unhold da schrecklich! Er schrie:

„Hilf Teufel, hilf eggen das Land!

Bestellst Du mir's heute, das schwör' ich Dir hin,
so reich ich zum Bund Dir die Hand!“

Raum waren diese Worte verhallt, da kam vom nahen kleinen See ein prächtiges, kohlschwarzes Roß im sausenden Galopp dahergerannt. Mit munterem Wiehern und mutigem Fußscharren näherte es sich dem Gottlosen und ließ sich geduldig ausschirren und vor die Egge spannen.

Fort ging's nun in gewaltiger Eile, ohne Rast und Aufenthalts. Und kaum war die Dämmerung angebrochen, da war auch schon der Acker aufs beste bestellt.

Der von der schnellen Arbeit ganz erschöpfte Knecht schwang sich jetzt auf des Teufelspferdes Rücken, um nach Hause zu reiten. Da stieß das Roß einen gellenden Ton aus, sprang in gewaltigen Säzen davon und stürmte dem See zu.

Rein Schreien und Toben, kein Fluchen und Schlagen half dem armen Wicht. Er war in des Teufels Gewalt; und augenblicklich waren Reiter, Roß und Egge in der Tiefe des Sees verschwunden.

Dort haust nun der Knecht und läßt am Johannistage seine jämmerlichen Klagerufe ertönen. Die Egge aber schwimmt dann auf der Oberfläche des Sees umher.

5. Der Teufel und der Pächter.

Auf dem Hofe Groß-Methling wohnte ein alter, geiziger Pächter, der jährlich in der teuren Zeit das Korn auffschüttete. Viel Gold und Silber lag bei ihm aufgehäuft in Kisten und Schränken; allein hart war sein Herz gegen Untergebene und Arme; und täglich spielte er Karten.

Einstmals an einem Pfingstmorgen, während die Leute zum Gotteshause zogen, wanderte er hinaus aufs Feld, um die Saat zu besehen und die Ernte zu berechnen. Da fuhr auf der Landstraße ein Mann mit schwarzen, hochbäumenden Rossen. Neben ihm hielt er an und stieg ab. Ein roter Mantel hing ihm weit über die Füße weg, und dreieckig war sein Hut. „Habt Ihr Korn zum Verkauf?“ fragte er den Pächter, „ich gebe Euch doppelte Preise.“ „Wenn das ist,“ sagte der Pächter, „so mag's darum sein. Kommt mit mir und eszt bei mir!“ Sie gingen zusammen.

Als sie auf den Hof kamen, da flogen die Hühner und Enten mit Geschrei davon, als ob ein Raubvogel daher zöge; und der Hofhund knurrte und heulte abwechselnd. Sie traten in die Stube. „Ein solcher Gast muß herrlich bewirtet werden,“ dachte der Landmann und ließ große Schüsseln mit Fleisch und kräftiges Bier auftragen.

Der Fremde aber setzte sich zum Mahle, neckte ungebührlich die aufwartende Magd und riß ihr die Schürze ab. Da fiel aus seiner Hand ein Messer nieder. Das Mädchen bückte sich, um es aufzunehmen; da sah es an den Füßen des Fremden einen Pferde- und einen Hühnerfuß. Erschrocken eilte es hinaus zur Hausfrau; diese erzählte es dem Manne.

In aller Eile wurde der Geistliche des Dorfes geholt. Er kam im vollen Ornat, die Bibel unter dem Arme. Da rief der Fremde ihm entgegen: „Was willst Du von mir? Dich kenne ich. Du stahlst als Knabe deinem Mitschüler ein Messer.“ Der Geistliche trat beschämt und verwirrt zurück; und

der Fremdling ließ sich das Mahl unter vielen Gotteslästerungen gut schmecken.

Inzwischen holte man im Wagen den Geistlichen aus dem nahen Brudersdorf. Er kam ebenfalls mit der Bibel unter dem Arme im Amtskleide in die Stube. „Au weh, au weh!“ rief der Fremde und schauderte in eine Ecke zurück, „erbarme Dich mein!“ „Du kommst mir nicht aus dieser Stube,“ sprach der Geistliche, „als durch diese Tür und bei dieser Bibel vorbei.“

Da entstand draußen ein Tosen, als ob der Sturm sich erhöbe. Ein blauer Nebel sammelte sich über dem Hause. Den Leuten ward bange, und sie batzen den Geistlichen. „Nun,“ sprach er, „so öffnet das Fenster! Fahre aus, Du unsauberer Geist!“ Da fuhr's hinaus wie ein Sturmwind mit gewaltigem Krachen. Die Fensterlucht war ausgerissen, der Nebel verschwunden, und auf dem Scheunengiebel dem Hause gegenüber saß der Böse und lachte sie alle aus. Dann verschwand er.

Der Bächter aber wurde von der Zeit ab ein frommer Mann.

6. Der vom Teufel heimgesuchte Knecht aus der Rostocker Gegend.

Lustig ging es her zu Kessin bei Rostock. Denn es wurde Pfingstbier gefeiert und bis in die Nacht hinein getanzt. Auch aus den entfernten Dörfern waren Knechte gekommen.

Um Mitternacht wollte einer von ihnen übers Feld nach Hause. Man nötigte ihn vergebens zum Bleiben. „Wirfst doch gewiß noch wiederkommen,“ sprachen die berauschten Tänzer, „Dein Weglaufen wird Dir noch leid, denn das Bier schmeckt gut, und die Mädchen sind so freundlich.“

Doch der Knecht ging von dannen. Düster war die Nacht. Nicht Weg noch Steg konnte er sehen. Als er nun

eine Strecke gegangen war, wurde es hell um ihn, als ob's ringsum in den Dörfern brenne. Und dann krachte ein gewaltiger Donnerschlag.

Der Knecht aber ging getrost weiter. Es wurde ruhig um ihn. Aber plötzlich hörte er ein Geräusch wie von Fußtritten. Er sah sich um und bemerkte in seiner Nähe einen langen Mann. Beide grüßten sich nicht, sondern wanderten schweigend nebeneinander her.

Sowie sie nun an einen Steg kamen, sprach der Riese zu dem Knecht: „Wie willst Du da hinüber kommen?“ „Das geht Dich nichts an!“ erwiderte der Knecht und schritt dreist hinüber.

Sie kamen an den Gartenzaun des Bauernhauses. „Wie willst Du da hinüber gelangen?“ fragte der Fremde. „Das geht Dich nichts an,“ versetzte der Knecht und stieg unverzagt über die zugespülten Pfähle des Zaunes. Sie kamen ans Haus; es war verschlossen. „Wie willst Du da hineinkommen?“ fragte der Lange wieder. „Das geht Dich nichts an,“ antwortete der Knecht und klopfte ans Fenster.

Die Hausmutter öffnete, und beide traten in die Stube und setzten sich hinter den Tisch. Es ward Licht angezündet. „Mutter,“ sprach der Knecht, „diesem Fremden ist nicht wohl; wir wollen den Prediger rufen, daß er ihn tröste aus Gottes Wort.“ Da ward der Fremde immer kleiner und lief endlich gleich einer Maus zur Tür hinaus. Des freute sich der Knecht mit der Hausfrau und dankte Gott.

7. Die Teufelsbrücke im Galenbecker See bei Friedland.

In uralten Zeiten trieb der Schäfer von Galenbeck seine Herde auf die dünnen Sandfelder des Dorfes. Da fielen ihm die grasreichen Triften jenseits des Sees in die Augen. Sehr

gerne hätte er seine Schafe dort gehütet, da die Weide gut war und ja auch unbenußt dasag. Aber es hätte viel zu lange gedauert, wenn er seine Herde hätte täglich um den See herumtreiben wollen.

Als er eines Tages wieder sehnüchsig nach der gegenüber liegenden Seite des Sees hinüberschaute, stand plötzlich ein vornehmer Herr vor ihm. Der sprach: „Armer Mensch, Du jammerst mich. Doch Dir ist zu helfen.“ „Wie wäre mir zu helfen?“ fragte der Schäfer. „Solange meinen Schafen keine Flügel wachsen, werden sie hungrig und ich unzufrieden des Abends nach Hause zurückkehren.“ „Richtig,“ erwiderte der Fremde, „aber wie wär's, wenn ich Dir eine Brücke baute? Denke Dir die glücklichen Tage, die Deiner warten! Welcher Schäfer würde Dir gleichkommen?“ „Aber,“ meinte der Hirte, „gefeht den Fall, Du vermöchtest, was Du versprichst, was verlangst Du denn für Deinen Dienst?“ „Ein Unbedeutendes,“ war die Antwort, „wenn Du viele Jahre im Überfluß geschwelgt hast, dann bist Du zum Danke mein.“ „Dein?“ schrie der Schäfer, „ich Dein?“ Und mit Entsegen trat er zurück. Denn nun merkte er, daß er es mit dem Teufel zu tun hatte.

Doch dieser ließ sein Opfer nicht aus den Klauen. „Was erschrickst Du, armer Tor,“ rief er, „bin ich denn so furchtbar, daß Du Ursache hättest, vor mir zu fliehen? Gut, Du willst also meine Hilfe nicht. Ich suche nicht meinen, sondern nur Deinen Vorteil. Dein großes Elend hat mich zum Kommen bewogen. So hungere und murre denn ohnmächtig! Leb' wohl und darbe!“

„Halt,“ rief der Schäfer, geblendet von dem Glanz des künftigen Reichtums, „halt, ich ergebe mich Dir! Aber ehe morgen früh der erste Hahn kräht, muß die Brücke fertig sein!“ „Gut,“ versetzte der Pferdefuß, „hier ist meine Hand, unser Bund ist unwiderruflich geschlossen.“

Der Hirte trieb unruhig nach Hause. Dann warf er sich

auf sein ärmliches Strohlager. Er versuchte, einzuschlafen, aber der Schlaf floh seine Augen; und allerlei böse Gedanken kamen ihm in den Sinn. Ein furchtbare Lärm und Toben, was sich bald draußen erhob und vom See her zu ihm drang, zeigte ihm an, daß der Teufel bereits mit dem Bau der Brücke begonnen habe.

Eiskalt durchrieselte es den armen Schäfer, wenn er daran dachte, daß der Teufel vor dem ersten Hahnenschrei mit seinem Werke fertig werden könne. Schrecklich standen ihm die Höllenqualen vor der Seele.

Der Angstschweiß stand dem Hirten in großen Tropfen auf der Stirne, als er nach einiger Zeit sein Lager verließ und durch das Fenster nach dem See hinaussah. Es war stockfinstere Nacht draußen; aber die Bliße durchzuckten das Gewölk und leuchteten dem Teufel bei seiner Arbeit. Mit furchtbarer Gewalt riß der Böse Bäume aus der Erde; und seine höllischen Geister klopften und hämmerten mit einer Geschäftigkeit, als wenn Tausende von Zimmerleuten versammelt wären. Der Schäfer merkte mit Schaudern und Entsetzen, daß die Brücke schon halb fertig war. Aber es war noch weit bis zum Morgen; und noch immer wollte kein Hahn krähen.

In seiner höchsten Not sank der Schäfer auf seine Kniee und bat Gott um Hilfe und Beistand. Und der Allerbarmen zeigte dem Bedrängten einen Weg zur Rettung. Ein kluger Gedanke durchzuckte das Gehirn des Hirten. Denn schnell ergriff er ein Beutelchen mit Korn, lief in den Hühnerstall, machte den Hahn munter und warf ihm Gerste vor. Der Hahn, höchst erfreut, fing sogleich an, lustig zu krähen. Und als er das Futter verzehrt hatte und sein Herr ihm abermals schöne Körner vorwarf, da schrie er wiederholt recht kräftig: „Kikeriki!“

Der Teufel hatte da draußen den Hahnenschrei wohl vernommen. Als er aber den ersten hörte, sagte er:

„Dat is de Witt (Hahn),
dat is mi gor nich mit.“

Aber er tröstete sich, denn die Brücke war schon drei-
viertel fertig.

Als er aber den zweiten Hahnentrupp hörte, schrie er zornig:
„Dat is de Rod,
dat geiht mi dörch dat Blod!“

Und als nun endlich das dritte Gekrähe in die Ohren
des Satans drang, da brüllte er außer sich vor Wut:

„Dat is de Swart,
dat geiht mi dörch dat Hart!“

Mit diesen Worten warf er alles hin und ließ es stehen
und liegen. Dann schwang er sich mit großem Gepolter in
die Lüfte und fuhr mit seinen höllischen Geistern ins Höllenreich.
Der Schäfer aber dankte Gott für seine Befreiung aus der
Macht des Bösen und aß in seiner Armut zufrieden sein trockenes
Schwarzbrod.

8. Der Teufel holt einen Kessiner Kartenspieler.

In alten Zeiten galt die christliche Gemeinde zu Kessin
als sehr fromm. Denn die Kirche war an jedem Sonntag bis
auf den letzten Platz besetzt. Aber diese Frömmigkeit war nur
eine äußere; sie war nichts als Schein. Das konnte man am
besten daran sehen, daß die Kessiner nach dem Gottesdienste
sofort in die Schänke eilten, um Karten zu spielen.

So geschah es einst auch an einem Grünen Donnerstage.
Sämtliche Kessiner waren in der Kirche an den Altar getreten
und hatten das heilige Abendmahl empfangen. Aber dann
ließen alle männlichen Einwohner des Dorfes sogleich in den
Krug und holten die Karten herbei. Krüge mit Bier und
Gläser mit Branntwein wurden auf den Tisch gestellt; und
dann ging das Spielen und Trinken los.

Den ganzen Tag und selbst die Nacht blieb man am Kartentisch sitzen. Sogar das Glockengeläute am Karfreitagmorgen konnte die Männer nicht zum Aufbruch bewegen. Und während der Prediger in der nahen Kirche gar ernste Worte über Christi Kreuzestod sprach, tobten, fluchten und lästerten die rohen Menschen in der Schänke.

Das Spiel ging den ganzen Tag weiter. Gegen Mitternacht erschien noch ein Gast im Wirtshause. Er hatte sich in einen feinen Mantel gehüllt und gehörte offenbar den vornehmen Ständen an. Doch die Kessiner ließen sich durch den Fremden in keiner Weise stören. Sie spielten weiter und stießen bei dem geringsten Verluste schauderhafte Flüche und Verwünschungen aus. Wenn aber ein Spieler den anderen zum Teufel wünschte, zuckte um den Mund des späten Gastes ein teuflisches, höhnisches Lächeln.

Da der Bauer Peter besonders viel Unglück gehabt hatte und deshalb seine Kasse fast erschöpft war, wollte er mit seinen Genossen nicht mehr weiter spielen. Er hoffte aber, noch etwas von dem Fremden gewinnen zu können, und lud ihn deshalb zum Spiele ein. Der ließ sich auch nicht lange nötigen. Er warf seine Börse mit Goldstücken auf den Tisch und rief dabei: „Wer die gewinnt, muß mit mir zur Hölle fahren!“ Peter meinte: „Ja, wenn ich das Geld nur erst erobert hätte, so wollte ich schon mit Euch die Reise antreten.“

Mit großem Eifer begann das Spiel von neuem. Peters Glücksstern schien aufgegangen zu sein. Denn er hatte nicht nur den Kessinern die Taschen geleert, sondern auch dem fremden Gaste manches Goldstück abgenommen. Voller Mißgunst sahen die Dorfbewohner auf ihn. Da rief er ihnen übermüttig zu: „Seht, wer nur den Teufel um Hilfe bittet, der ist geborgen; macht's wie ich!“

Wollten die Bauern noch weiterspielen, so mußten sie sich Geld borgen. Das lehnte Peter ab. Er raffte die Karten auf

dem Tisch zusammen, warf sie auf den Fußboden und schrie aufgeregt: „Der Teufel soll mich noch diese Nacht holen, wenn ich mit Euch auf Borg weiterspiele!“

Der Fremde aber beruhigte den Peter; und nach einigem Sträuben gab dieser nach. Er forderte aber in seiner übermütigen Laune von seinen Kessinern, daß sie die von ihm niedergeworfenen Karten vom Fußboden auffammelten.

Beim Auslesen der Karten bemerkten die Sammler, daß der Fremde einen Pferde- und einen Krähensuß hatte. Entsetzen ergriff alle bei der Entdeckung, daß der Teufel ihr Mitspieler sei. Voller Abscheu warfen sie die Karten eiligt auf den Tisch. Bitternd vor Angst ließen sie, ohne weiter etwas zu sagen, aus der Wirtstube nach Hause.

Peter aber lachte und spottete hinter seinen Genossen her, nicht ahnend, warum sie schleunigst das Feld geräumt hatten.

Weiter ging das Spiel. Peter gewann fortwährend; und mit dem Glockenschlage eins wanderte auch das letzte Goldstück des Fremden in seine Tasche.

Da erhob sich der Fremde. Sein Gesicht verzog sich zu einer abscheulichen Fraze; und indem er Peter mit beiden Händen erfaßte und an sich preßte, rief er: „Jetzt bist Du mein; erfülle Dein Versprechen!“

Einen Augenblick später sah man von den beiden Spielern nichts mehr. Ein furchtbarer Bech- und Schwefelgeruch erfüllte das ganze Zimmer; und ein großer Blutsfleck an der Außenwand desselben bezeichnete die Stelle, durch welche der Teufel mit Peter zur Hölle gefahren war.

9. Der dumme Teufel und der schlaue Küster zu Eldena.

Die Küsterfrau in Eldena war eines Abends mit dem Buttern beschäftigt. Die kleine Tochter ihrer Nachbarin stand

dabei und fragte: „Warum hängst Du denn nicht die drei Knebel über das Butterfaß, wie meine Mutter tut?“ Die Frau verstand nicht recht, was das Kind meinte, aber neugierig, wie sie war, beredete sie die Kleine, die Knebel zu holen, und hängte sie dann über das Butterfaß. Raum hatte sie den Butterstab ein duzendmal auf- und niedergehen lassen, als er ihr so schwer wurde, daß sie ihn nicht mehr zu handhaben vermochte. Sie hob den Deckel ab und fand das Faß voll der schönsten gelben Butter.

Wie sie noch dastand und über den Butterreichtum staunte, kam ihr plötzlich ein Mannsgesicht vor Augen, das zur Tür hineinsah. „Es freut mich,“ sprach der Fremde, „Euch einen Dienst erwiesen zu haben. So guten Frauen gefällig zu sein, wie Ihr deren eine seid, ist mir allemal eine wahre Herzenslust. Gerne will ich Euch ferner zu Gefallen sein, wenn Ihr nur Euren Namen in dies Buch schreibt.“ Und damit hielt er ihr ein großes, schwarzes Buch hin.

Es war niemand anders als der Teufel, der beim Buttern geholfen hatte und nun seinen Lohn haben wollte.

Zum Glück für die Frau trat gerade ihr Mann hinzu, und dieser, an dem Fremden den Pferdefuß bemerkend, ergriff die Knebel und schleuderte sie dem Teufel mit solcher Gewalt ins Gesicht, daß er rücklings zu Boden fiel. Als er sich wieder aufgerafft hatte, wollte er wenigstens die Butter als sein Eigentum mitnehmen. „Nein,“ sprach der Küster, „die Knebel sind Euer, aber die Milch war mein. Wir wollen teilen.“ „Gut,“ sagte der Teufel. Da teilte der Küster, aber er nahm sich die größte Hälfte, denn der Teufel hatte in die Teilung gewilligt, aber nicht gleiche Ausbedungen.

10. Der gepresste Teufel von Dreilüžow.

In einem Gebüsch an der Landstraße zwischen Dreilüžow und Wittenburg trieb der Teufel sein Wesen und spielte allen, die vorübergingen, übel mit, wenn sie nicht vorher ein Vaterunser gebetet hatten. Das Vieh, das vorübertrabte, machte er lahm; den Kühen entzog er die Milch.

Ein Bauer in Dreilüžow, dessen Vieh besonders viel von dem Bösen zu leiden hatte, da sein Acker in der Nähe des Gebüsches war, beschloß, den Teufel mit List zu fangen. Er grub nahe bei dem Aufenthaltsort des Teufels eine tiefe Grube, spannte vor ihr einen großen Sechsscheffelsack auf und legte in diesen einen großen Haufen Pfannkuchen, weil er gehört hatte, daß der Teufel nach dieser Speise besonders lästern sei.

Nachdem der Bauer alles gut vorbereitet hatte, verbarg er sich hinter dem aufgespannten Sack. Seine Leute versteckten sich in einem Graben und erhielten den Befehl, auf den Ruf ihres Herrn sofort mit Knitteln herbeizukommen. Es währte nicht lange, da roch der Teufel den Pfannkuchen, kam aus seinem Gebüsch heraus und fuhr gierig in den Sack. Der Bauer band schnell den Sack zu, und die herbeigerufenen Knechte schlugen mit aller Kraft auf den Gefangenen los.

Endlich legte sich dieser außs Bitten und versprach goldene Berge, wenn man ihn freiließe. Doch der Bauer ließ sich nicht anführen, wußte er doch, daß auf die Versprechungen des Satans nichts zu geben sei. Der Böse wurde schließlich mit dem Sack in die Tiefe geworfen und mit Sand verschüttet.

11. Dei Düwelsbanner.

In ein Dörp in dei Gegend von Ribniž is mal eins 'n Möller west, dei hett dat verstahn, denn' Düwel ran tau lesen. Einmal, as hei nu wedder denn' Düwel ran lest hett, spon

em dei Ogen cewer, un hei kann nu denn' Düwel nich wedder wegkriegen. Dunn laten sei drei Preisters kamen, dei em wedder wegbring'n soelen. As dei irst Preister kümmmt, seggt dei Düwel: „Du büsst mal eins dörch'n Heck gahn un hest dat apen laten. Dunn is 'n Swin dor dörch nah'n Acker rup gahn un hett dor grotn Schad'n dörch dat Wäulen dan.“ Disse Preister kann nu denn' Düwel nir.

Dunn kümmmt dei zweite. Tau denn' seggt dei Düwel: „An Dinen Mantel is up 'n Himmelsohrtsvörmiddag neiht. Dat dei Snider dor cewer up dissen Dag an neiht hett, dor büsst Du schuld an, denn Du hest em bi dei Arbeit so drennen.“ So kann denn ok disse Preister denn' Düwel nich wedder wegkrieg'n.

Nu kümmmt denn dei drüdde Preister. Tau denn' seggt dei Düwel: „As Du noch 'n lütt'n Jung wirst, hest Du 'n Bäcker 'n Semmel wegnamen.“ Dunn antwurt dei Preister: „Da ich ein Kind war, da tat ich wie ein Kind.“ „Ja,“ seggt dei Düwel, „Du hest likerst noch 'ne Sünn' dan; Du hest mal eins 'n Stein, dei up Dinen Acker leg'n hett, na Dinen Nahwer finen Acker rup smet'n.“ „Ja,“ antwurt dei Preister, „ik hewiw em cewer ok glik wedder runner halt, denn ick seig in, dat dat nich recht wir.“ Hiemit hett dei Preister denn' Düwel fast, un dei Düwel möt wiken. Dunn fröcht hei denn' Preister, ob hei nich in dat stinken Aas fohren künn, wat achtern Tun liggt. Dei Preister antwurt: „Nein, Satan, Du sollst in einen harten Stein fahren.“ As dei Düwel nu weg is, gahn sei hen un seihn tau, wat achter denn' Tun is. Dunn liggt dor 'n Mann achter, dei is dun.





XII. Drachensagen.

1. Der Drache in Prislich bei Grabow.

Früher wohnte in Prislich ein alter, reicher Bauer. Der hatte mit dem Teufel ein Bündnis gemacht und ihm seine Seele verschrieben. Natürlich hatte er dies nicht umsonst getan; der Böse musste ihm dafür, so oft er wollte, seinen Diener, den Drachen, schicken und ihm durch diesen allerlei schöne Sachen, Korn und Stroh, Mehl und Butter, zutragen lassen, alles, was der alte Bauer nur immer brauchte und haben wollte; und eben davon war er denn auch so unverschämt reich und wohlhabend geworden.

Natürlich wurde der reiche Bauer viel beneidet. Mancher hätte auch gerne etwas von den herrlichen Dingen ergattert, wußte aber nicht, wie er es anfangen sollte. Der Schäfer des Dorfes jedoch, der ein geriebener Kopf war, paßte des Nachts zuweilen dem Drachen auf und zwang ihn vermittelst seiner Zauberkünste, ehe er das Gehöft des gottlosen Bauern erreicht hatte, auf freiem Felde, hoch in der Luft, abzuladen und somit das für den alten Sünder Bestimmte in alle Winde zu zerstreuen.

Der Drache samt seinem Herrn und Meister, dem Teufel, wütend über die Unbill des Schäfers, beschloß, sich hierfür schrecklich zu rächen und alles Vieh im Dorfe mit Läusen zu

besetzen und es also zu verderben. Zu diesem Zweck zog er in einer Nacht mit einer vollen Ladung solchen Ungeziefers gen Prislich. Da er sich seit einiger Zeit nicht mehr gezeigt hatte, so glaubte der Schäfer, er habe ihn auf immer von seinem Dorfe vertrieben, und war deshalb ruhig zu Bette gegangen. Ein anderer Prislicher, ein Büdner, war aber zufällig in dieser Nacht gerade draußen, als der Drache herangebraust kam. Schnell tat er nun, wie er's von dem Schäfer gehört hatte, und ließ den Drachen abladen. Aber er hatte hierbei versäumt, unter sein Dach zu treten; und so bekam er denn die ganze Ladung Läuse über sich ausgeschüttet.

Wenige Tage hiernach hatte zur Freude des ganzen Dorfes des alten Bauern letztes Stündlein geschlagen. Als er wimmernd auf dem Sterbebette lag, kam der Teufel selbst, drehte ihm das Genick um und ging mit seiner Seele davon.

Da der Drache nun nichts mehr in Prislich zu tun hatte, so kam er fortan nicht wieder.

2. Der Drache und die Kükensuppe.

Es war einmal eine Bauersfrau, deren Leute mußten alle Sonntage in die Kirche; und wenn sie nach Hause kamen, gab es regelmäßig Kükensuppe. Das war dem Knecht sehr auffällig, denn es waren doch nicht so viele Küken auf dem Hofe.

So hat er denn eines Sonntags, um zur Klarheit zu kommen, so getan, als ginge er zur Kirche. Er besuchte aber nicht den Gottesdienst, sondern versteckte sich auf dem Boden im Stroh und wartete der Dinge, die da kommen sollten.

Als nun die Bauernfrau glaubte, daß alle Bediensteten verschwunden seien, begann sie ihr Teufelswerk. Sie ging nach der großen Diele, hielt ihre Schürze auf und rief laut: „Drak, Drak, Drak! Bringt nu man her!“

Da kam der Drache herangesauft und schüttete ihr in die Schürze eine solche Menge „grüner Jäger“, daß noch einige vorbeifielen.

Die Frau wusch nun die grünen Wasserfrösche ab, warf sie in den Kessel, setzte ihn über das Feuer und kochte ein herrliches Gericht.

Mittags gab es davon die schönste Kükenuppe. Der Knecht aber aß nichts von der prächtigen Speise; er sagte nur: „Das sind ja lauter grüne Jäger; ich hab's gesehen, als sie der Drache gebracht hat.“

3. Der Drache zu Bresegard bei Grabow.

In Bresegard wohnte einmal ein Bauer, der hatte allezeit die blanksten Pferde und die fettesten Kühe. Korn und Futter wurden ihm nimmer alle; und das Viehsterben, das oft der Reihe nach die Nachbarn traf, ging regelmäßig an seiner Hoffstelle vorüber. Das war den übrigen Dorfleuten auffällig genug; und selten unterließen es die Frauen bei ihren Besuchen, des fetten Bauern zu gedenken. Dabei beratschlagte man hin und her, woher ihm wohl all sein Glück kommen möchte. Lange vermochte niemand dem andern ein Licht aufzustecken. Eines Tages wurde das Geheimnis aber doch kund und offenbar.

Der Schulze war zur Stadt gegangen und hatte sich sehr verspätet. Sein langes Ausbleiben machte die Schulzenmutter ängstlich; und sie schickte ihm ihren Schwager, der ein Zwillingsschuster ihres Mannes war, entgegen.

Als beide Brüder sich getroffen hatten und sich ihrem Dorfe näherten, da schauten sie in weiter Ferne am Himmel einen Feuerstreifen, der lang wie ein „Weesbaum“ war und eilig auf ihr Dorf zuslog. Je näher der Streifen kam, desto heller leuchtete er; und als er über ihren Häupten dahinzog,

konnte man deutlich erkennen, daß es ein Drache war. Die Brüder kriegten einen furchtbaren Schreck, als sie die hell leuchtenden Augen, den weit aufgesperrten Rachen, die flammende Zunge, den glühenden Leib und den dünnen, beweglichen Schwanz erblickten. Aufs höchste aber waren sie überrascht, als das Untier zum Gehöft des reichen Bauern flog und durchs Eulenloch ins Haus einging.

Da sagte der eine Bruder zum andern: „Für Unrat is ümmer ok Rat, wenn man't blot weiht; wi möten denn' Draken bannen.“

Der andere war einverstanden; und sofort ging's zur Hofsstelle des Reichen. Sie zogen von dem dort stehenden Wagen die Räder ab und schoben sie so auf die Schenkel, daß die äuferen Seiten nach innen kamen. Dann rückten sie den Wagen vor die große Tür des Hauses. Damit war der Drache gebannt. Niemand, selbst der Teufel nicht, war imstande, ihm einen Weg ins Freie zu verschaffen. Solches Drachenbannen vermochten aber nur Zwillingssbrüder fertig zu bringen.

Der gebannte und geängstigte Drache erzeugte nun im Hause eine solche Glut, daß bald überall die hellen Flammen hervorloderten. Der Drache selbst jedoch war feuerfest. Er sprang aus dem Feuer, verwandelte sich in eine Sau, umkreiste in dieser Gestalt siebenmal das Haus und machte sich dann vor aller Augen unsichtbar.

Der Leib des reichen Bauern kam jämmerlich in den Flammen um; die Seele mußte ins höllische Feuer wandern.

Dem Drachen aber war der langgewohnte Aufenthalt im Dorfe lieb geworden. Schon in den nächsten Nächten erschien er wieder, um einen neuen Freund zu gewinnen. Doch diesmal sollte es ihm nicht glücken.

Der Schweinehirt, ein kluger und dreister Mann, verstand es, mit ihm umzugehen, und ließ ihn abladen, ohne dafür sein

Freund zu werden. Er wußte, daß die Drachen sich gerne im Spiegel beschauen. Darum stellte er sich zur Nachtzeit unter das vorspringende Dach seines Hirtenkatens und wartete des Drachen Ankunft ab. Als dieser nun nach kurzer Zeit heran-gebraust kam, drehte der Hirte ihm den Rücken zu, machte einen gewissen Teil seines Leibes bloß und hielt ihn dem Drachen als Spiegel vor.

Da wurde das Untier wütend und blies sich auf; sein Leib wurde dicker und dicker und zerplätzte zuletzt. Alles, was der Drache in sich barg, fiel jetzt auf die Straße.

Es war ein Glück für unsern Hirten, daß er unter seinem schützenden Dache stehen geblieben war. Denn nun hatte ihn nichts von der ekelhaften, stinkenden und kleberigen Masse getroffen.

Am nächsten Morgen lag an der Stelle, wohin die Drachenladung gefallen war, eine Menge des herrlichsten Hafers. Aber kein Mensch rührte ihn an. Allmählich wurde er von den Schweinen des Hirten verzehrt.

Der Drache war nun sehr ärgerlich, daß er für das schöne Korn auch nicht eine einzige Seele erobert hatte. Das wollte er den Dorfbewohnern gründlich eintränken. Hatte er ihnen früher etwas zugetragen, so machte er sich jetzt ans Wegschleppen. Er stahl, was er nur erwischen konnte. Bald war er auf dem Felde, bald auf der Wiese, bald im Garten, bald im Hause, bald in der Scheune. Niemand konnte ihm beikommen. Denn heute erschien er als eine Elster, morgen als Hahn oder Wolf und übermorgen gar als ein Fuder Heu.

Ratlos stand man dieser heillosen Wirtschaft gegenüber. Zum Glücke erschien endlich ein Zigeunerweib, das Hilfe brachte.

Die kluge Frau befahl zuerst, alles Feuer im Dorfe aus-zulöschen. Dann ließ sie ein dürres Holzstück solange reiben, bis es Feuer fing. Von diesem „Notfeuer“ mußten sich alle Dorffrauen Feuer für ihren Herd holen. Dann hatte jede

ihren größten Kessel, gefüllt mit siedendem Wasser und Hexenkraut, so über das Feuer zu hängen, daß er sich im dritten Gelenk der Kesselkette befand. Jetzt wurde gekocht, unaufhörlich, drei Tage und drei Nächte.

Es entstand nun in allen Häusern ein solch fürchterlicher Qualm und Rauch, daß der Drache schleunigst das Weite suchte. Der Bösewicht war nun für immer ausgeräuchert.

4. Vom Lindwurm bei Neubrandenburg.

In der Nähe der ehemaligen Landstraße zwischen Neubrandenburg und Stavenhagen liegen drei Berge: Der Blocksberg, der Jabsberg und der Lindberg. Vor langer Zeit hausten hier Lindwürmer. Sie glichen, wenn sie ausgestreckt lagen, einer abgehauenen Tanne und waren weit und breit gefürchtet.

Einst fuhr ein Wagen den Weg entlang und traf unweit der Brandmühle einen jungen Lindwurm, schlafend quer über den Weg in der Sonne liegend. In der Meinung, es sei ein tannener Stock, fuhr der Kutscher darüber weg; an dem Schrei des Tieres merkte er erst, was es sei, und fuhr von dannen. Der alte Lindwurm aber stürzte auf den Lärm herbei und fand den jungen tot. Wütend fiel er über einen nach Neubrandenburg fahrenden, mit Stroh beladenen Wagen her. Der Knecht bemerkte es und jagte im Galopp weiter. Zum Glück verlor er hinterm Neuendorfer Gehege den Spannagel, so daß der Hinterwagen mit dem Stroh stehen blieb und der Knecht mit dem Vorderwagen um so schneller vorwärts jagen konnte. Zuerst durchwühlte der Lindwurm das Stroh; da er aber niemand fand, setzte er dem Knechte nach und biß sich, um schneller fortzukommen, in den Schwanz, so daß er wie ein Reif hinter dem Wagen herrollte. Der Knecht konnte eben noch das Tor erreichen, das rasch hinter ihm geschlossen wurde.

Der Lindwurm blieb vor dem Tore liegen, da, wo jetzt die Kirche St. Jürgen steht; kein Brandenburger wagte sich hinaus. Nun war ein fremder Prinz, namens Georg, in der Stadt, der fasste den Entschluß, dem Lindwurm entgegenzugehen. In hartem Kampfe gelang es ihm, dem Tiere den Schwanz, in dem seine Stärke ruhte, abzuhauen, worauf er es bald gänzlich erlegte. Zum Andenken wurde die St. Jürgenkirche gebaut, auf deren Altar ein Bild die Begebenheit darstellt.





XIII. Sagen von Hexen u. Zauberern.

1. Der Hexenritt von Spornitz.

In dem Dorfe Spornitz bei Parchim wohnte ein Bauer, dessen Frau eine Hexe war.

Wie es Mainacht wurde, machte sie dem Schäferknechte des Bauern den Vorschlag, mit ihr auf den Blocksberg zu reiten. Der Knecht, der sehr neugierig war, ging darauf ein. Er musste sich, wie es seine Herrin auch tat, auf einen Besenstiel setzen und ihr die Worte: „Auf und davon und nirgends an!“ nachsprechen. Er verhörte sich aber und sagte: „Und allenthalben an.“ Und so stieß er denn unterwegs überall an, während die Bäuerin ungehindert über alles wegsauste.

Als beide auf dem Blocksberg ankamen, fanden sie alles schon versammelt. Einige tanzten, andere machten Musik, so schön, wie der Knecht sie noch nie gehört hatte. Auch ihm wurde eine Trompete gegeben; und obgleich er nie auf einem Instrument gespielt hatte, blies er doch besser als der Parchimer Stadtpfeifer bei Hochzeiten oder Erntebier.

Als der Morgen graute, bestiegen alle ihre Pferde, die Bauernfrau und der Knecht auch. Der Knecht bat, die Trompete mitnehmen zu dürfen. Es wurde ihm gestattet.

Diesmal sagte er die Worte: „Auf und davon und nirgends an!“ richtig nach und kam glücklich, ohne gegen Türme und Bäume zu stoßen, im Hause an.

Nun begab er sich zu Bette, um sich von der Reise zu erholen und noch einige Stunden der Ruhe zu pflegen. Seine Trompete legte er neben sich. Als er aber am Morgen erwachte und nach seinem Instrument griff, war es ein Kazenschwanz.

2. Die rote Ilse von Parchim.

Vor alten Zeiten wohnte auf dem Brook in Parchim ein garstiges Weib, das man allgemein „dei vor Ils“ oder „dei Wäderher“ nannte. Ihren wahren Namen wußte niemand. Rote Ilse aber hieß sie darum, weil sie stets mit einem auffallend roten Tuch gesehen wurde. Sie war in Parchim eingewandert, hatte sich ein Häuschen gekauft und sann nur darauf, Unheil zu stifteten.

Wiewohl dies jedermann bekannt war, so wagte es doch keiner, die rote Ilse beim Gericht anzuzeigen. Denn man fürchtete ihre Rache.

Doch die Stunde der Vergeltung sollte bald schlagen.

In dem Dorfe Slate bei Parchim lebte damals nämlich ein Schäfer, der ebenfalls manches von der Schwarzen Kunst verstand, ohne daß er ein Hexenmeister war. Denn er gebrauchte sein Wissen nur zu guten Zwecken. Alle, die von der roten Ilse bedrängt wurden, wandten sich hilfesuchend an den Schäfer.

Der war bereit. Er ließ sich von dem Treiben der Hexe erzählen und erfuhr nun, daß sie abends als dreibeiniger Hase aus der Hintertür ihres Hauses laufe, dann die Elde durchschwimme und endlich nach der Dagekuhl, einem kleinen Gehölze, eile.

Als der Hirte das hörte, sprach er: „Sobald Ihr abends den dreibeinigen Hasen seht, ruft mich!“

Nach paar Tagen schon war das sonderbare Tier auf dem wohlbekannten Wege zu sehen. Sofort wurde der Schäfer benachrichtigt. Der ergriff seine Flinten, welche er vorher mit einer aus Brot gekneteten und durch einen Zauberspruch geweihten

Kugel geladen hatte. Dann rannte er spornstreichs zur Dagekuhl und traf dort richtig mit der verwandelten Hexe zusammen. Diese ergriff sofort das Hasenpanier und hopste, so schnell es ihre Dreibeinigkeit erlaubte, von dannen.

Doch ihr Ende war nahe. Denn als der Schäfer sein Gewehr auf das Tier abgeseuert hatte, lag die Hexe in ihrer Weibsnatur blutend unter einem Baum. Sie grinste ihn auf eine abscheuliche Weise mit ihren blau unterlaufenen Augen und mit ihrem zahnlosen Mund an. Der Schäfer aber band ihr die Hände und führte sie in die Stadt.

Das Gericht sprach das Urteil: „Ins Feuer mit ihr!“ Als sie aber zum Scheiterhaufen geführt wurde, versuchten ihre Hexenschwestern sie noch zu retten. Denn als der Holzstoß von allen Seiten angezündet war, fing es plötzlich so stark an zu regnen, daß das Feuer schnell erlosch.

Doch der Schäfer mußte auch hier Rat. Er gebot, eine sogenannte Erbbibel herbeizuschaffen. Sobald diese dem Weibe unter die Füße gelegt war, loderte das Feuer gewaltig empor und hatte bald sowohl das Holz als auch die Hexe verzehrt. Die Bibel aber wurde nachher wieder unversehrt aus der Asche hervorgezogen.

3. Die Hexe von Schwechow bei Pritzier.

Vor alters lebte in Schwechow ein hochbetagtes Müitterchen mit Namen Trina Karch. Es war grau, zusammengeschrumpft und hatte rote, triefende Augen. Gerade so dachten sich die Schwechower eine Hexe. Hatte sich nun im Dorse eine Kuh verfangen, war irgendwo die Milch blutig oder wollte in der heißen Jahreszeit die Butter nicht aus dem Butterfaß heraus, so konnte keine andere als Trina Karch schuld sein. Doch die war und ließ sich so leicht nicht auf ihren geheimen und bösen Wegen ertappen.

Weil nun der Dorfhirte glaubte, daß er besonders von den Plackereien der Alten zu leiden habe, so quälte er sich auf Schritt und Tritt ab, um Beweise von ihrer Zauberei zu erhalten. Allein, so schlau er auch die Frau zu überlisten glaubte, sie war doch schlauer.

Das brachte den armen Hirten fast zur Verzweiflung. Doch eines Tages kam ihm ein rettender Gedanke. Da er nämlich außer dem Hirtenposten noch das Amt eines Nachtwächters bekleidete, so überlegte er also: „Am Tage ist Trina Kark mit ihren Zauberkräften noch nimmer gesaßt; wer weiß, was sie des Nachts treibt; und was mir als Hirte nicht gelingen wollte, mag mir vielleicht als Nachtwächter glücken.“

Als er nun in der nächsten Nacht seinen Rundgang machte, trat er in der Nähe des Hexenhauses ganz leise auf, weilte dort lange und horchte und horchte.

Wohl zwanzig Nächte hindurch hatte er es so getrieben. Vergebens strengte er Gesicht und Gehör an. Alles blieb beim alten.

Als aber in der einundzwanzigsten Nacht der Vollmond aufgegangen war und der Nachtwächter hinter der Linde vor dem Hexenhouse wartete, da knarrte die Tür; und leise und vorsichtig trat die Alte über die Schwelle. Deutlich sah es der wachsamen Hüter, wie das Weib seinen Blick erst auf den Vollmond und dann auf das Herrenhaus richtete. Es graute dem Nachtwächter. Ohne Zweifel murmelte die Alte einen Zauberspruch, und die Schläfer im Herrenhaus träumten sicher nicht von dem Unheil, was soeben über sie herausbeschworen wurde.

Aber auch Trina Kark ahnte nicht, daß jetzt das Maß ihrer Sünden voll sei. Der Nachtwächter ließ das Weib nicht den Zauberspruch zu Ende bringen. Er packte die Frau mit aller Kraft, daß ihr der gottlose Spruch in der Kehle stecken blieb. Sie sträubte sich freilich gewaltig, suchte sich loszureißen und durch allerlei Zauberkräfte zu befreien. Aber der

kluge Wächter hatte sie so festgekrallt, daß ihre bösen Zauber-Augen ihn nicht erreichen konnten. Jetzt legte sie sich aufs Bitten und Flehen. Doch der strenge Hüter war unnachgiebig. Fort ging's mit ihr nach dem Hofe. Dort wurde sie in einem Saustall einquartiert.

Das war am nächsten Morgen im Dorfe aber eine Aufregung, als es hieß: „Sie haben sie, sie haben sie!“ Jedermann eilte nach dem Hofe, um die greuliche Hexe zu schauen, obwohl man sie von Kindesbeinen an von Angesicht zu Angesicht kannte.

Das Verhör begann. Trina Karck beteuerte ihre Unschuld. Das half ihr natürlich nichts wegen der zu klaren Beweise, die man gegen sie hatte. Da waren die roten Augen, da waren die vielen Unglücksfälle in Schwechow, da war das Hinsehen nach dem Monde und nach dem Herrenhause in der Mitternachtsstunde.

Man machte der Alten den Prozeß und verurteilte sie zum Feuertode. Und so arg war die graue Sünderin, daß sie nicht allein beim Leugnen beharrte, sondern auf dem Wege zum Richtplatz noch einmal ihre Lücke an einem Hosknechte versuchte. Zum Glück bemerkte jemand ihr Vorhaben und gab ihr einen Schlag mit einem Kreuzdornzweig, sodaß ihre Kunst zu Schanden wurde.

Endlich erlitt die Alte an dem Herrenpfahl auf dem Herrenberge den Feuertod.

4. Die Hexe von Eldena.

In Eldena trieb eine bitterböse Hexe ihr Wesen. Dem ersten Bauern wurden die Kinder krank, dem zweiten die besten Pferde im Stehen hinkend; dem dritten fraß die Sau die Ferkel auf; dem vierten wollte das Backen und Brauen und dem fünften der Korn- und Flachsbau nicht gelingen.

Natürlich war das halbe Dorf bemüht, den Namen der abscheulichen Hexe herauszubringen. Lange war es vergeblich. Aber endlich wurde die Mühe belohnt. Und das ging so zu.

Einmal schlief der Großknecht eines Bauern im Dorfe mit dem Ochsenjungen in demselben Bette. Der Knecht lag hinten, der Junge vorne, auf der Seite, wo die bösen Geister am liebsten ankamen. Am Maitagsmorgen lag der Junge, in Schweiß gebadet und mit klopfendem Herzen, im Bette und teilte dem Großknecht mit, es sei ihm, als wenn die Hausfrau ihn diese Nacht als Pferd geritten hätte. Der Knecht lachte ihn aus, legte sich aber in der nächsten Mainacht vorn hin und stellte sich schlafend.

Da kam auch wirklich die Hausfrau in die Kammer, einen Zaum und eine Peitsche in der Hand. Wiewohl er sich zur Wehr setzte, warf sie ihm doch den Zaum über die Ohren, und er sah sich plötzlich in einen schwarzen Hengst verwandelt, auf dem sie nach dem Blocksberg ritt. An einem Holunderstrauche machte sie halt und befestigte daran des Pferdes Zügel.

Nachts zwölf Uhr kamen von allen Seiten die Hexen heran, auf Besenstielen, Osengabeln, Feuerzangen, Dreschflegeln, Ziegen und Böcken reitend, auch der Teufel erschien. Er hatte einen roten Mantel an, und auf dem Kopfe trug er einen Hut mit einer Hahnenfeder. Aus dem Hute guckten ein paar Hörner; an den Fingern hatte er lange Krallen, am Aster einen Kuhschwanz. Der eine Fuß des Teufels war ein Krähens, der andere ein Pferdefuß. Der Knecht sah, wie die Hexen aßen und tranken und tanzten.

Beim ersten Hahnenschrei brach alles auf; die Hausfrau des Knechtes bestieg wieder ihr Pferd. An einem Wasser unterwegs hielt die Hexe an, um ihr Roß zu tränken. Dabei ließ sie den Zügel einmal los; und nun wurde der Hengst so ungebärdig, daß er sie abwarf und sie ins Wasser fiel. Er schüttelte nun den Zaum ab und stand als Mensch vor der

Hausfrau da. Nun warf er den Baum über den Kopf der Hexe, und die Hausfrau ward sofort zu einer schwarzen Stute, auf die er sich schwang und weiter ritt.

Unterwegs hielt er bei einem Wirtshause an und kam auf den Gedanken, seine Stute beschlagen zu lassen. Es wurden vom Schmiede vier tüchtige Eisen auf ihre Hufe genagelt, wobei sie sich gar jämmerlich anstellte. Darauf ritt er ins Dorf zurück, wo er noch vor Tagesanbruch ankam.

Am andern Morgen hieß es, die Hausfrau sei krank und liege zu Bette. Nach ein paar Tagen war sie tot, und man fand an ihren Händen und Füßen vier blanke Hufeisen. Ihr Körper war leicht geworden wie ein Federsack. Der Teufel hatte, als er die Seele nahm, auch des Leibes Blut gesogen. Nun wußte jedermann im Dorfe von der Hexe Bescheid.

5. Die Hexe in Benz.

In dem Dorfe Benz bei Wismar lebte ein altes Weib, das in dem Verdacht stand, eine Hexe zu sein, weshalb alle Leute im Dorfe Kreuzdorn eingenäht trugen, um sich gegen sie zu schützen.

Ein Bauer, der ihr Schwager war, hatte eine Starke; diese kalbte, gab aber nicht einen Tropfen Milch. Da erbot sich der Knecht, dem Übel abzuhelfen. Er ging nach Wismar, kaufte dort Verschiedenes und kam abends zurück. Er begab sich mit dem Bauern in den Stall und sagte ihm, er solle der Hexe, die gleich kommen werde, ja nichts borgen, vielmehr seine Kuh so lange melken, bis er drei Tropfen Milch erhalte. Dies geschah.

Nun bohrte der Knecht in der Schwelle ein Loch, goß die Milch hinein und tat das, was er aus der Stadt mitgebracht hatte, dazu; dann schnitt er einen Stöpsel für das

Loch, nahm den Hammer und fing an, den Kork hineinzuklopfen. Kaum hatte er den ersten Schlag getan, so kam das Weib atemlos gelaufen und rief: „Gebt mir doch so schnell wie möglich Eure Heugabel.“ „Nein,“ war die Antwort. Aber mit übermenschlicher Kraft stieß die Frau den Bauern, der ihr den Eingang wehrte, beiseite, ergriff den dort stehenden Bierhumpen und tat einige Züge. Wie der Knecht das sah, erklärte er, jetzt sei seine Kunst entkräftet.

6. Die Hexe in Rostock.

In Rostock wohnte eine Hexe, deren Kind sich mit einem Nachbarkinde zankte und dabei geschlagen wurde. Zur Rache machte die Hexe, daß das Nachbarskind ganz mit Läusen bedeckt ward. Da gab eine alte Frau den Rat, das Hemd des Kindes auf einen Haublock zu legen und von Mitternacht bis zum Morgen mit einem Beile darauf loszuhauen, dann bekäme die Hexe die Schläge, die man dem Hemde gäbe; sie werde vor die Tür kommen und Einlaß begehrten, man solle aber nicht aufmachen, sondern immer zuschlagen.

Es geschah so. Als man am Morgen aufhörte, konnte die Hexe nicht mehr gehen und war nach wenigen Tagen tot.

7. Dat Herenbannen.

Dor is mal eins ne Fru west, dei hett, wenn sei bottert hett, gor kein orrer doch sihr wenig Botter von ehr'n Rom kregen. Dorgegen hett ehr Nahversch, wenn sei ok nich mihr Rom hatt hett, doch ümmer 'n ganz Deil Botter kregen. Dit is œwerst dorvon kamen.

Disse Fru ehr Nahversch is ne Hex west, dei hett ok ümmer bottert, wenn ehr Nahversch bottert hett. Nu kriegt dei Fru, dei dat all markt hett, dat ehr Nahversch ne Hex is un

ehr ümmer dei Botter ut ehr Bottersatt rut- und nah dat anner rinröwert hett, denn' Rat, wenn sei noch mal bottert un hört denn, dat dei Hex ok an tau bottern fängt, denn fall sei man up ehr Botter sitten gahn un ruhig wiß sitten un sick dor nich runner snackn laten. Na, dat geschüht.

As sei nu up dat Bottersatt sitt, kümmert dei Hex rümmert tau lopen und seggt: „Nahwersch, kannst mi nich 'n Brot leihnen?“ „Ne,“ seggt dei anner. Dunn fröcht dei Hex: „Nahwersch, wist noch kein Middag kaken?“ „Ne,“ seggt dei anner, „min Middag is all gor.“

Nu kann dei Hex dat vör Weihdag gor nich mihr utholln, un as sei führt, dat dei anner nich von dat Bottersatt runner geiht, seggt sei: „Herrjeh, Nahwersch, gah doch mal von din Bottersatt runner, Du sittst mi min ganze Hand tau nicht.“ „Jh,“ seggt dei anner, „wat deist Du mit Din Hand in min Bottersatt?“ As sei nu von dat Bottersatt runner geiht, is dei Hex ehr Hand all ganz swart.

8. Die Hexe von Wustrow.

Hexen hat es auch in Wustrow gegeben. Sie konnten allerlei Tiergestalten annehmen.

Einß ging eine Hexe in Fuchsgeßtalt übers Feld und bezauberte das Vieh ihres Nachbarn. Wie sie damit fertig war und nach Hause wollte, kam ihr Mann von seinem Tagewerk heim. Sie ergriff bei seinem Anblick die Flucht, schlüpfte durch die Hintertür und versteckte sich im Bett. Aber sie hatte es so eilig, daß sie den Schwanz heraushängen ließ. Das sah der Mann und lief nach seinem Beile, um den Fuchs zu töten. Als er zurückkam, lag seine Frau im Bette, und der Fuchs samt dem Schwanz war verschwunden.

9. Die Here von Dierhagen.

Up dei Spön, dei sick dei Schippstimmerlüd unner ehr Finstern upsett harrn, steig alle Abend ein Voß un keik in dei Stuw rinne. Dat deiht hei ok süss woll, øewer dat kem dei Dierhäger doch verdächtig vör, un sei wullen dei Sak up denn' Grund kamen.

Dor wiren zwei Bräuder. Dorvon güng dei ein up dat ein un dei anner up dat anner Enn' von dat Dörp mit sin Flint hen. Dei nah dei See taugahn wir, sett sick achtern Tun, denn dunntaumalen wir noch üm all dei Gorens ein Knirktn. Dei eiken Pæhl dortau kreigen sei jo ümsüs ut dei Forst.

As dei Mann nu achter denn' Tun sitt, kümmmt min Voß von dei See antaussiken. Nu leggt dei Kierl an un schütt. As sin Braurer denn' Schuß hüren deiht, kümmmt hei ok antaulopen.

Sei spüren tausam denn' Voß nahbett nah de Husdör hen. Denn dat wir inn' Winter, un up denn' Snel wir dat Blaut gaud tau seihn.

Ann' annern Morgen schriet dei Dochter von dei Ollsch, dei in denn' Hus wahnendeiht, wo dei Blautspur hengüng, ludhals: „Mutting hett ein grot Lock in dei Sid, un dor geiht ümmer dei Lust rut!“ Nah eine korte Tid stürw denn ok dei oll Fru.

10. Der Werwolf von Vietlübbe.

Einß lebte in Vietlübbe ein Mann mit Namen Jakobs. Der besaß einen Wolfsgürtel, mit welchem er sich in einen Werwolf verwandeln konnte.

Zu derselben Zeit wohnte daselbst der reiche Bauer Schlünz; der fuhr einmal nach Lübz und kehrte abends zurück.

In den Tannen wollte sein Pferd nicht weiter. Da sah der Bauer plötzlich einen Wolf aus dem Busche springen und nach dem Pferde schnappen. Dies lief im Galopp fort, bis ihm der Atem ausging. Da holte es der Wolf wieder ein und sprang an ihm heraus. Der Bauer wußte von seinem Nachbar, daß er in dem Ruse eines Zauberers stände. Wie nun der Wolf dem Pferde gerade an die Kehle greifen wollte, rief Schlünz: „Ernst Jakobs, büßt Du dat? Lat mi doch taufreden, Ernst Jakobs, hürst Du, Ernst Jakobs!“ Und wie er den Namen dreimal ausgesprochen hatte, stand sein Nachbar vor ihm und bat ihn himmelhoch, er möge ihn doch nicht verraten.

Der Bauer ließ ihn laufen. Der Nachbar war es gewesen, der die Gestalt eines Werwolfs angenommen hatte.





XIV. Sagen von Nixen.

1. Die Bernsteinixen in der Müritz.

In der Müritz, dem größten Landsee Mecklenburgs, liegt ein großer, schöner Bernstein von wunderbarer Durchsichtigkeit. Aber niemand darf ihn sehen, weil die Bernsteinixen ihn bewacht. Sie wohnt in einem Palaste, der aus lauter kleinen Bernsteinstücken besteht. Naht sich ein Fahrzeug zufällig ihrer Wohnung, so bleibt es wie angezaubert stundenlang sitzen. Kommt ein Schiffer aber absichtlich und wissentlich, so ist er des Todes. Fischer und Schiffer meiden darum die Stelle, wo die Nixe hausst.

2. Die Nebelnixe.

Bei Gützow, etwa hundert Schritte von der Nebel entfernt, sieht man noch deutlich die Wallüberreste einer Burg. Der letzte Ritter von Gützow liebte die in der Nebel wohnende Nixe leidenschaftlich; und sie wurde sein Weib, das ihm zwei liebliche Töchter gebar.

Einstmals ward er in seiner Burg von Feinden überfallen und alle seine Männer niedergehauen. Es gelang ihm, mit Frau und Töchtern durch ein Hinterpfortchen zu entkommen.

Aber die Feinde gewahrten es und verfolgten ihn. Da stürzte er sich mit den Seinen, um der Gefangenschaft zu entgehen, in die Nebel, in welcher er und seine Töchter den Tod fanden.

Sein Weib aber, die Wassernixe, mußte fortleben; sie weinte unaufhörlich um die Verstorbenen. Noch jetzt kann man in stillen Nächten die Nixe klagend auf dem Burgwalle umherwandeln sehen oder ihre Klagelieder aus dem Flusse herauftönen hören.





XV. Sagen von Feuerbesprechern.

1. Der Feuerbesprecher von Ribnitz.

Es war mitten im Siebenjährigen Kriege. Da kamen auch die Werber des Alten Fritz nach Ribnitz, um kräftige Leute zu Soldaten zu machen. Deshalb floh natürlich alles junge Volk.

Unglücklicherweise brach damals ein großes Feuer aus. Die Kirche wurde arg mitgenommen; denn die große Kirchenglocke schmolz, die mittlere zerbarst, und das Kupferdach wurde zerstört. Das Rathaus und das Schulhaus aber fielen der rasenden Naturgewalt gänzlich zum Opfer. Es schien, als sollte die ganze Stadt vernichtet werden.

Da sprengte auf schnaubendem Rosse ein preußischer Husar daher. Er besprach das Feuer, „bœdelte“ dann die Büttelstraße herunter zum Wasser und zog das Feuer wie einen Schweif hinter sich her. Im Binnensee aber erlosch das Feuer. Das war um halb neun Uhr abends.

Seit jener Zeit wird am Abend um halb neun Uhr die Glocke geläutet und eine von der Kirche nach dem Wasser führende Straße „dei Bœdelstrat“ genannt.

2. Der Feuerbesprecher von Stavenhagen.

Vor mehr als hundert Jahren war in Stavenhagen ein großes Feuer ausgebrochen, das die ganze Stadt zu zerstören drohte, weil es vom Winde sehr begünstigt wurde.

Da raste hoch zu Roß ein in der Nähe von Stavenhagen wohnender Ritter heran, ritt um das Feuer herum und besprach es. Dann jagte er von dannen, das Feuer ihm nach, hinaus zum Stadttore in einen Teich, in den er sich mit seinem Pferde warf. Das Feuer ging aus; und der Ritter kam wohlbehalten ans andere Ufer.

Die Mädchen aber, die in dem Teiche Wäsche spülen, behaupten, daß das Feuer noch in dem Teiche fortbrenne. Denn das Wasser sei im Winter gar nicht kalt, wenn's auch noch so stark friere.

3. Der Feuertöter von Sponholz bei Neubrandenburg.

In Sponholz steht ein altes Haus. Es ist vielleicht das älteste im Dorfe und zeigt an seinem Holzwerk deutlich die Spuren eines früheren Brandes.

Vor vielen, vielen Jahren stand das Gebäude in lichten Flammen. Da jagte ein unbekannter Reiter ins Dorf, umkreiste dreimal stillschweigend das Haus und machte sich dann so schnell, wie er gekommen war, wieder aus dem Staube. Das Feuer aber war augenblicklich tot.





XVI. Sagen vom wilden Jäger.

1. Der wilde Jäger Jenn.

Als es vor Jahrhunderten noch adelige Bauern in Sabel gab, geschah es einem, daß sein Vieh nicht gedeihen wollte. Immer, wenn es zur Mast reif wurde, erkrankte es und starb bald darauf. Sobald der Bauer sich eine neue Kuh, ein neues Schwein oder Schaf angeschafft und in seinem Stall untergebracht hatte, ließ das Tier den Kopf hängen, wollte nicht fressen und lag manchmal schon am nächsten Morgen tot auf dem Rücken da.

Daß das Vieh des Bauern behext war, stand bombenfest. Wer aber die böse Hexe sei und wo sie wohne, das blieb jedem ein Rätsel.

Da begab es sich, daß der arg heimgesuchte Bauer nach Stargard gegangen war und in einem Kaufmannsladen stark getrunken hatte. Es war schon spät abends, als der Alte aus dem Tore der Stadt hinaustampte. Nachdem er eine kleine Strecke zurückgelegt hatte und sich just einem Kreuzweg näherte, stürzte ihm plötzlich ein scheußliches Weib mit roten Augen und fliegenden Haaren keuchend und zitternd entgegen und bat ihn flehentlich, ihm über den Weg zu helfen. Gutmütig packte der

Bauer das Weibsbild bei den Zöpfen und warf die Hure, erstaunt über ihr geringes Gewicht, mit einem Schwunge über den Kreuzweg, worauf sie in wilder Hast fortstürmte.

Als der Bauer noch, halb ernüchtert, da stand und in die Dunkelheit hineinstarrte, schlug plötzlich Hundegebell und das Wiehern eines Rosses an sein Ohr. Es war der Jenner, der gleich darauf mit seiner wilden Jagd durch die Lüste dahergesaust kam und auf seinem schnaubenden schwarzen Hengst gerade vor dem Bauern anhielt, umringt von seiner kläffenden Meute.

Freundlich fragte der Fürchterliche den zitternden Bauern: „Ist hier soeben ein altes Weib vorbeigekommen, und hast Du ihm über den Kreuzweg geholfen?“ Als der ehrliche Alte das bejahte, bat ihn der Jenn, nun auch ihn und seine Hunde über den Kreuzweg zu bringen. Dies wollte der Bauer anfänglich nicht, denn er fürchtete sich vor den grimmig heulenden Hunden.

„Fürchte nichts,“ rief ihm der wilde Jäger zu, „versuche es, berühre die Hunde, sie werden fügsam sein.“

Der Bauer tat, wie ihm geheißen war, und bemerkte, daß das berührte Tier sich sofort gehorsam duckte und seine Hand leckte. Nun wuchs des Bauern Mut; er hob das Tier über den Weg, ohne daß es ihn sonderlich anstrengte. In gleicher Weise ging's mit dem zweiten und so weiter, bis alle sieben Hunde drüben waren. Sobald er sie niedersetzte, nahmen die Tiere ihr wildes Aussehen wieder an und starnten mit glühenden Augen auf ihren Herrn.

Jetzt sollte der Bauer auch dem Jenner helfen; aber er weigerte sich standhaft, ihn anzupacken, da er ihn für den Teufel hielt.

„So nimm mich mit dem Hengst zugleich,“ bat der Jenn. Der Bauer klagte: „Du bist zu schwer, und das Pferd ist zu wild.“

Der Bauer wurde jedoch fortwährend ermuntert, es einmal zu versuchen; es werde dann sein Schade auch nicht sein. Als alles Zureden nichts nützte, schrie der Jenner: „Du stirbst oder schaffst mich vom Fleck!“

Da nahm der Bauer in Todesangst alle seine Kräfte zusammen, packte den schwarzen Hengst an allen vieren und warf das federleichte Tier hoch in die Lust, daß es samt seinem Reiter weit über den Kreuzweg flog. Jetzt drehte sich der Jenner um und rief: „Danke! Warte einen Augenblick, ich kehre gleich zurück!“ Dann jagte er mit seinen laut kläffenden Hunden wie Sturmessaufen dahin.

Nach einer Viertelstunde erschien er wieder. Vor sich, quer über dem Pferde liegend, hatte er jetzt das alte Weib, welches der Bauer zuerst über den Kreuzweg geworfen hatte. Es war nunmehr tot und von den Hunden so arg zugerichtet, daß das schwarze Blut aus vielen Wunden der gräßlich entstellten Leiche herunterströmte.

„Sieh hier,“ rief der Jenner dem vor Schreck erstarnten und jetzt ganz nüchternen Bauern zu, „eine bitterböse Hexe, deren Stunde endlich geschlagen hat. Sieh hier das Weib, das Dir Dein Vieh behext und so manchen Schaden zugefügt hat. Tiere zu quälen und ihnen das Blut auszusaugen, das war ihre höchste Lust. Viele meiner Waldtiere hat sie umgebracht. Von jetzt ab wirst Du Ruhe vor ihr haben. Das Glück wird bei Dir einkehren. Aber trinke niemals mehr, als Dir der Durst gebietet!“

Darauf riß der Jäger der Leiche die langen Flechten aus dem Nacken, überreichte sie dem Bauern und sprach: „Bewahre sie, denn sie werden Dir Glück bringen! Und nun laß jagen, was da jagt! Hufsa, ho!“

Der Bauer ging heim. Die Flechten wurden schwerer und schwerer. Als er zu Hause ankam, sah er, daß sie in

blinkendes Gold umgewandelt waren. Was aber der Jenner ihm sonst noch Gutes verkündigt hatte, erfüllte sich Wort für Wort.

2. Der wilde Jäger bei Wismar.

Einst lebte bei Wismar ein Edelmann, der hatte die Jagd lieber als alles in der Welt. Um die Schonzeit kümmerte er sich nicht. Es war ihm ganz gleich, ob er vor oder nach Jakobi auf die Jagd zog.

Nach Jahren waren die Felder und Wälder des Edelmannes rattenkahl vom Wilde; Hasen weg, Rehe weg, Hirsche weg — alles weg! Und zog er im Jahre 365 mal auf die Jagd, so kam er genau 365 mal mit leeren Händen zurück.

So ging's eine lange Zeit fort. Jeder andere hätte seine Flinte auf immer in die Ecke gestellt oder bessere Seiten abgewartet. Unser Edelmann aber tat beides nicht, sondern trieb's alle Tage ärger.

Eines Abends spät kehrte er wie immer leer von der Jagd heim und fluchte unterwegs über sein Mißgeschick, daß dem graute, der's hörte. Da trat ein vornehmer Herr aus dem jungen Tannenschlage und fragte: „Mit Verlaub, Herr, Euch muß der Schuh sehr drücken. Ihr seid ja entsetzlich falsch.“

Der Edelmann schnauzte ihn an und sagte, er solle sich packen, erhob die Peitsche und schlug wütend nach ihm.

Die Peitsche aber fuhr schwirrend neben dem Fremden nieder, obgleich der kein Glied gerührt hatte, dem Schlage auszuweichen.

Und statt böse zu werden, schaute er den Edelmann ganz freundlich an und sagte: „Seid ein richtiger Kerl, Herr, der sich nicht soppeln läßt, und seid's wert, daß Euch geholzen werde. Ich will Euer Revier wieder mit Wild füllen; nur müßt Ihr

mir Euren Namen mit einem Tröpflein Eures Blut's in dies Buch schreiben. Dann könnt Ihr jagen, so lange Ihr wollt; das Edelwild soll nimmer knapp werden, und Eure Flinten soll nie fehlen.“ Das war Wasser auf die Mühle des Edelmannes. Er ergriff das Buch und trug auf der Stelle seinen Namen hinein. „So ist's recht, Herr!“ sagte der Fremde, „und wenn Ihr des Jagens satt und müde seid, dann sprechen wir uns wieder.“

Jetzt ging für den Edelmann eine schöne Zeit an, so köstlich, wie er's sich nimmer hatte träumen lassen. Sein Revier wimmelte voll Wild. Die Rehe standen in Rudeln, als wären's Schafherden, und die Hirsche waren zahlreicher als in früheren Jahren die Hasen. Der Edelmann gönnte sich nicht Tag noch Nacht Ruhe, und so oft seine Flinte knallte, so oft stürzte ein Stück Wild. Fuderweise wurde die Jagdbeute ans Haus gefahren, sie konnte an der herrschaftlichen Tafel nicht zur Hälfte verzehrt werden. Das aber kümmerte den Jäger nicht, und manches edle Tier kam vom Forst auf den Schindanger; denn den Armen gönnte er nimmer ein Stücklein.

So ging's Jahr um Jahr. Der Edelmann wurde alt und grau, aber seine Leidenschaft legte sich nicht. Eines Tages erkrankte er und ließ den Doktor aus Wismar holen. Der kam und traf ihn im Bette, umgeben von seinen Jagdhunden. Er befühlte ihm den Puls und tat alles, was ein richtiger Doktor tun muß, und der Kranke erzählte ihm so und so.

Da klopste jemand an die Tür, und ehe der Kranke „Herein!“ rufen konnte, trat ein fremder Herr in einem großen Mantel in die Stube.

Beim Anblick des Fremden fuhr der Kranke zusammen, und er schlüttelte sich, als sei ein wildes Fieber im Anzuge. Jener hielt ihm ein Buch hin und sagte: „Dort steht's rot auf weiß, Ihr seid mein.“

„Das ist gegen unsern Vertrag,“ sagte der Edelmann, „der lautet, ich könne jagen, so lange ich wolle, und noch ist's mir kein Spierchen verleidet.“ „Wie lange wollt Ihr denn jagen?“ entgegnete der Fremde.

„Ewig!“ sagte der Kranke.

„Gut!“ schrie der Fremde mit Donnerstimme, „so habt Euren Willen und jagt in alle Ewigkeit hinein!“

Da donnerte und krachte es in der Stube des alten Herrn, und das Haus erbebte, als sollte es zusammenstürzen.

Der Edelmann lag tot im Bette; es war ihm das Genick umgedreht. Tische und Stühle waren umgestürzt, die Fensterschlüchten ausgerissen, die Hunde fort, aber in der Lust heulte eine ganze Koppel, und dazwischen erscholl der Jagdruf des Edelmannes.

Neunmal tobte es um das Haus, dann brauste es durch die Lüfte und verschwand — von nun an die wilde Jagd, die bis zum jüngsten Tage währt.

3. Wenn auf Poel „dei Wauld drifft“.

Wenn es auf der Insel Poel so recht stürmisches Wetter ist, dann sagen die Leute wohl: „Dei Wauld drifft.“

Einmal am späten Abend ging ein Rademacher bei ganz argem Unwetter von einem Dorfe zum andern. Unterwegs hörte er vor sich eine sehr grobe Stimme und ein furchtbares Gebell von allerhand Hunden, großen und kleinen. Als er näher kam, sah er mitten im Wege einen Wagen mit schwarzen Pferden halten, der vorn und hinten und an beiden Seiten von Hunden umringt war. Er trat hinzu, und der auf dem Wagen sitzende Mann bat ihn, er möge ihm doch seine Deichsel, die zerbrochen sei, wieder heil machen.

Der andere besann sich auch nicht lange, und es fielen, da er die beiden Enden erst gerade machen musste, einige Späne ab. Sowie er mit der Arbeit fertig war, sagte der Besitzer des

Wagens zu seinem Nothelfer, er hätte nun gar nichts, was er ihm geben könnte, als die abgefallenen Späne. Da wurde es dem Rademacher unheimlich, er steckte rasch ein paar Späne in die Tasche und lief nach Hause. Daselbst angekommen, warf er die Späne auf den Herd und legte sich schlafen. Am andern Morgen waren sie alle in Geld verwandelt. Nun lief der Rademacher rasch hin, um sich noch mehr Späne zu holen, sie waren aber fort.

4. Der wilde Jäger Wode in der Schweriner Gegend.

Einßt kam ein betrunkener Bauer in der Nacht von Schwerin. Sein Weg führte ihn durch den Wald. Da hörte er die wilde Jagd, das Getümmel der Hunde und den Ruf des Jägers: „Midden in denn' Weg! Midden in denn' Weg!“ Allein er achtete nicht darauf.

Plötzlich stürzte aus den Wolken ein langer Mann, der auf einem Schimmel ritt. „Hast Kräfte?“ sprach er, „wir wollen uns beide versuchen. Hier ist eine Kette, faß an! Wer kann am stärksten ziehen?“

Der Bauer faßte beherzt die schwere Kette, der Wode versuchte nun, sich in die Lust zu erheben. Allein der Bauermann schlang die Kette um eine Eiche, sodaß der Jäger vergeblich zerrte.

„Hast gewiß das Ende um die Eiche geschlungen!“ rief der Wode. „Nein,“ versetzte der Bauer, „sieh', so halte ich sie in meinen Händen!“

„Nun, so bist Du mein in den Wolken!“ schrie der Jäger und schwang sich empor. Doch der Bauer schürzte die Kette wieder um die Eiche; und es gelang dem Wode sein Vorhaben nicht.

„Hast doch die Kette um den Baum geschlagen!“ sprach der niederstürzende Böse. „Nein,“ erwiderte der Bauer, der sie eiligst losgewickelt hatte, „sieh', so halte ich sie in meinen Händen!“

„Und wärst Du schwerer als Blei,“ sagte der wilde Jäger, „so mußt Du hinauf zu mir in den Wolken!“

Blitzschnell ritt er aufwärts. Aber der Bauer half sich auf die alte Weise. Die Hunde bellten, die Wagen rollten, die Rosse wieherten dort oben, die Eiche krachte und schien sich seitwärts zu drehen. Dem Bauer ward bange. Aber die Eiche stand.

„Hast brav gezogen,“ rief der Wode, „mein wurden schon viele Männer, aber Du bist der erste, der mir widerstand. Ich werde Dich belohnen.“

Laut ging die Jagd an: „Hallo, hallo! Wohl, wohl!“ Der Bauer schlich seines Weges weiter. Da stürzte aus riesigen Höhen ein Hirsch ächzend hernieder. Auf einmal war auch der Wode wieder da, sprang vom weißen Rosse und zerlegte eiligst das Wild. „Blut sollst Du haben,“ sprach er zum Bauern, „und ein Hinterteil dazu.“

„Herr,“ rief der Bauer, „Dein Knecht hat nicht Eimer noch Töpf.“ „Dann zieh Deinen Stiefel aus,“ sprach der Wode. Der Bauer tat's, und der Jäger goß Blut hinein und sagte: „Nun wandere mit Blut und Fleisch zu Weib und Kind!“

Die Angst erleichterte dem Bauern anfangs die Last. Allmählich wurde sie schwerer und schwerer, sodaß er sie kaum zu tragen vermochte.

Mit krummem Rücken, vom Schweiße triefend, erreichte er endlich seine Hütte; und siehe da, der Inhalt des Stiefels war lauter Gold und das Hinterstück des Hirsches ein Beutel voll Silbergeld.

5. Die wilde Jägerin Frau Bauer und das weiße Weib in der Lewitz.

Auf einer Horst in der Lewitz wohnte ein weißes Weib und neckte die Hirten und Forstarbeiter viel. Das Vieh leitete sie irre; und den Arbeitern zerstreute sie das Arbeitszeug.

Einst im Herbste brannte der Sukower Schmied auf dieser Horst Kohlen. Als er nun eines Morgens beim Meiler stand und die Rauchlöcher zustopfte, hörte er ein ungewöhnliches Geräusch. Er sah auf und erblickte ein weißes Weib, das in fliegenden Haaren, ungewaschen und schweißtriefend bei ihm vorüber rannte. Halblaut sagte er vor sich hin: „Dor is dei oll Fru Wauer woll hinne.“

Nach einigen Augenblicken hörte er Jagdgetöse; und ehe er sich noch recht besinnen konnte, war die wilde Jägerin bei ihm.

„Hest kein witt Wiew seihn?“ fragte sie.

„Ja,“ antwortete zitternd der Schmied, „vör sief Minuten lop hier ein vörbi, dei harr sich äwer noch nich kämmt orrer wuschen.“

Da rief Frau Wauer: „Hole mir einen Eimer voll Wasser!“ Er tat's. Da stieg die wilde Jägerin vom Pferde, wusch sich und trocknete sich mit ihrem langen Jagdgewande ab. Dann sprang sie wieder aufs Roß; und fort ging's in wilder Hast.

Nach einer Viertelstunde kam sie wieder zurück und hatte das weiße Weib als Jagdbeute vor sich auf dem Pferde.

Seit der Zeit sah man in der Lewitz kein weißes Weib wieder.

6. „Fru Gaur“ in Spornitz.

Eines Abends kam „Fru Gaur“ zu einem Bauer in Spornitz, stieg auf seinen Boden und warf alle zum Feste gebackenen Brote herunter, welche die Hunde schnell verzehrten. Der Bauer stand furchtsam dabei, er wagte es nicht, das Vorhaben der Frau zu hindern. Als die Hunde alles Brot aufgefressen hatten, sagte „Fru Gaur“ zu dem Bauer, er solle ihr nun sein größtes Stück Acker zeigen. Der Bauer dachte: „Das alte Weib ist nicht klug, was will es von meinem Acker wissen?“

Weil er sich aber fürchtete und wünschte, es sobald als möglich loszuwerden, führte er es in den Hof und zeigt ihm gerade sein kleinstes Feld. Darauf verschwand die Frau.

Als nun die Erntezeit kam, gab des Bauern Hoffstück zehnmal so viel Roggen als sonst. Da ärgerte sich der Bauer, denn er wußte nun, daß es „Fru Gaur“ gewesen war, die ihn besucht hatte, und daß er sie hätte zu dem größten Stück führen müssen.

7. Warum die „Fru Gauden“ aus der Grabower Gegend verschwand.

Das kam so. Fahrlässige Leute zu Semmerin hatten in einer Silvesternacht ihre Haustür sperrweit offen gelassen. Dafür fanden sie am Neujahrsmorgen auf ihrem Feuerherde ein schwarzes Hündlein, das in nächster Nacht mit unausstehlichem Gewinsel den Leuten die Ohren vollschrie. Da war guter Rat teuer, was anzusangen sei, um den ungebetenen Guest aus dem Hause loszuwerden.

Doch endlich fand man Hilfe bei einer klugen Frau. Diese gebot, es solle das sämtliche Hausbier durch einen „Eierdopp“ gebraut werden. Gesagt, getan. Eine Eierschale ward in das Zapfloch des Braukübels gesteckt, und kaum, daß das „Wörp“, das ungegorene Bier, hindurch gelaufen war, so erhob sich „Fru Gauden's“ Hündlein und redete mit vernehmlicher und klarer Stimme:

„Ick bün so olt
as Böhmen-Gold,
ewerst dat heww ik minlärer nich tru't,
wenn man't Bier dörch 'n Eierdopp bru't.“

Und als es das gesagt hatte, verschwand es, und seither hat niemand weder „Fru Gauden“ noch ihr Hündlein gesehen.



XVII. Sagen von Scheidegängern.

1. Scheidegänger ohne besonderen Namen.

a.

In Blankenhagen bei Ribnitz wohnte ein reicher Edelmann, der die Hälfte seiner Güter der Kirche vermachte, weil er keine Kinder hatte. Die Verwandten aber bestachen nach seinem Tode den Landmesser, der die Teilung vornehmen sollte. Diese fiel denn auch zu Gunsten der Verwandten aus. Es wurde als Grenze ein großer Wall ausgeworfen, den man noch heute im Walde zwischen Blankenhagen und Groß-Freienholz sehen kann.

Eine halbe Stunde davon sieht man oft des Nachts mit einer Meßstange einen Mann gehen, der laut ruft: „Hier ist dei Scheid!“

b.

Es soll einmal in Dadow bei Eldena ein Bauer gewesen sein, der den Grenzstein zwischen seiner und seines Nachbarn Huse verrückte. Dabei schrie der Kuckuck; und zur Strafe für seine Tat muß der Bauer nach seinem Tode so lange auf der Grenze wandern und „Kuckuck“ rufen, bis der Stein auf seinen ursprünglichen Platz gekommen ist.

c.

Auch an der Grenze der Dörfer Dadow und Semmerin bei Grabow treibt ein Scheidegänger sein Wesen. Ein Bauer aus Semmerin hatte Sand von seinem Dorfe in seine Schuhe getan, war damit weit über die Grenze gegangen und hatte geschworen, er stehe auf Semmeriner Boden. Die Dadower stießen ihn zurück, die Semmeriner wieder vor; und so kommt es, daß die Grenze an jener Stelle so schief geworden ist. Ein Dadower Bauer hob seinen Gräber in die Höhe und wollte den Betrüger erschlagen. Da fiel der Semmeriner Bauer, noch ehe der Schlag geschah, tot nieder und ruft noch heute des Nachts an der Grenze: „Hier ist die Scheide!“

2. Vom Juchhans.

Er war ein Hauswirt in Bresegard. Bei einer Grenzstreitigkeit zwischen den Dörfern Bresegard und Kramm beschwore er fälschlich, daß die früher als gemeinsame Weiden benutzten Felder zwischen beiden Dörfern dem größten Teile nach zu Bresegard gehörten. Seit der Zeit hatte er keine Ruhe auf Erden und wurde nach seinem Tode zum „Scheidesperren“ oder „Grenzetreten“ verdammt. Besonders um die Zeit seines Eides, welche auch die seines Todes ist, wandert er über die richtige Grenze und ruft laut: „Huut, hier geiht dei Scheid!“ oder: „Juch, Hans!“ oder: „Jochen Vogt!“

a.

Einmal lag der Schmied aus Leussow im Holz in einer kleinen Hütte neben seinem rauchenden Meiler, denn früher mußten die Schmiede sich ihre Kohlen noch selbst brennen. Da hörte er nicht weit von sich ein lautes Rufen. In der Meinung, es habe sich jemand verirrt, trat er vor seine Hütte und rief: „Hier man rin.“ „Prr,“ sagte Juchhans und hielt

auf seinem Schimmel vor ihm, nach der Ursache seines Rufens fragend. Der Schmied, an allen Gliedern zitternd, gab stotternd den Grund an. Da war der Juchhans verschwunden.

b.

Vor vielen Jahren kam ein Bädner aus Techentin bei Ludwigslust von einem Besuche bei seiner Braut in Niendorf zurück. Es war gegen Mitternacht, da begegnete ihm auf der Ludwigsluster Weide ein ungeheuerer Mann, der ihm bis zu einem Kreuzweg im Schloßgarten folgte. Da hörte der Bädner den Ruf: „Juch, Hans!“ und ein Plumpsen ins Wasser. Er sah auch die Bewegung des Wassers, sonst aber nichts.

c.

Um dieselbe Zeit nahmen einmal Mädchen in Niendorf Kartoffeln auf. Als es Abend wurde, ertönte es laut: „Jochen Vogt!“ Ein etwas dreistes Mädchen antwortete: „Hier her!“ Da kam es wie ein Mühlrad an und richtete das Mädchen arg zu, daß es längere Zeit todkrank war.

d.

Einem Tagelöhner, der mit einem Mehlsack auf der Karre von der Mühle kam und dem Juchhans nachschrie, setzte er sich auf die Karre. Da dem Mann aber die Last zu schwer wurde, warf er den Juchhans hinunter. Das ärgerte diesen; und er sprang nun hin und her über die Karre und warf sie auch ab und an um, bis ihm endlich ein Kreuzweg dieses kurzweilige Spiel verleidete.

e.

Eine Gesellschaft Kruggäste, der es einmal eingefallen war, den Juchhans mutwilligerweise durch ihr Nachjuchheien heran zu rufen, ließ er dafür die ganze Nacht nicht aus dem Krug. Er ging stets vor der Tür und dem Fenster auf und nieder und kreischte sein „Huut, huut“ ins Haus hinein.

3. Von Klas Panz.

Zwischen den Besitzern von Kambs und Tatschow bei Schwaan waren in alten Zeiten Grenzstreitigkeiten ausgebrochen. Die suchte man dadurch zu schlichten, daß man alte Leute schwören ließ, wie in ihrer Jugendzeit die Grenze gegangen sei.

Außer dem alten Bauer Klas Panz aus Tatschow wollte sich niemand recht zu einem solchen Schwur verstehen. Klas Panz schwur also; und der Besitzer von Tatschow verlor hierdurch ein bedeutendes Stück Land. Der Bauer aber hatte wissentlich falsch geschworen. Dafür mußte nach seinem Tode sein Geist ruhelos auf dem Kannenberge zwischen Kambs und Tatschow umherirren.





XVIII. Sagen von sonstigen Bösewichtern.

1. Der Spötter von Wismar und seine Strafe.

In den ersten Jahren des 17. Jahrhunderts explodierte der wismarsche Pulverturm durch einen Blitzstrahl. Obgleich dadurch gräßliche Verwüstungen angerichtet wurden, so blieb doch die Schildwache, die unmittelbar vor dem Turme in ihrem Schilderhäuschen gestanden hatte, wunderbar am Leben. Hieran knüpft sich folgende Sage.

Der wachhabende Soldat war ein frommer Christ; und als das Gewitter drohend über seinem Haupte stand und schon ansing, sich zu entladen, stimmte er in seinem Schilderhäuschen ein geistliches Lied an und befahl sich dem Schutze Gottes. Ein vom Felde kommender Soldat eilte vorüber, und als er das Singen der Schildwache hörte, rief er lästernd: „Wat schert Di dei leiw Gott?“ In demselben Augenblick traf ein furchtbarer Blitz den Pulverturm; und mit gräßlichem Getöse flog dieser in die Luft. Die Schildwache wurde eine große Strecke vom Pulverturme entfernt unversehrt, wenn auch etwas betäubt, gefunden; von dem Spötter aber hat man nie wieder eine Spur entdeckt.

2. Allerlei Sonn- und Festtagsschänder.

a. Die Weihnachtsfischer von Neubrandenburg.

Einstmals um die Weihnachtszeit war die Tollense stark gefroren. Da machten sich zwei Fischer aus Neubrandenburg am Morgen des ersten Weihnachtstages auf, um zu Eise einen Fang zu tun. Es glückte ihnen auch ein reicher Zug; und sie hätten wohl nach Hause gehen sollen, um so mehr, als die Kirchenglocken den Beginn des Gottesdienstes ankündigten. Aber die Habgier verleitete sie, auch während der Kirchzeit ihr Werk fortzuführen. Da stand plötzlich ein hoher, ernster Mann neben ihnen, schalt sie wegen der Entheiligung des Festtages und sagte: „Damit niemand mehr in Versuchung kommt, das Christfest durch einen Eisfang zu entheiligen, soll die Tollense vor Weihnachten nie wieder mit Eis bedeckt sein.“

b. Der ewige Blüser von Wustrow.

Vor vielen Jahren lebte auf der Halbinsel Wustrow ein Schneider, ein roher, wüster Geselle, der seinen Beruf als Schneider aufgegeben hatte und seinen Lebensunterhalt durch Fischen erworb.

Es war an einem Grünen Donnerstag. Da fuhr er abends zum Blüsen aus und fing auch bis Mitternacht eine Menge Ale. Aber nach Mitternacht wurde das Salzhaff unruhig und stürmisch. Die Leute sahen vom Ufer statt des einen Rahnes zwei, auch in dem zweiten flammte das Blüsenzeichen; und darin stand mit drohender Gebärde ein Mann. Sein Boot näherte sich mehr und mehr dem des Schneiders. Endlich versank alles plötzlich in dunkle Nacht. Am andern Morgen fand man das Fischerboot zerschellt am Strand.

Seitdem sieht man in stürmischen Nächten die ewige Blüse, ein kleines Boot, fahren und darin einen Mann stehen, gebückt, mit gefalteten Händen. Wenn ein Fischer sich dem

Boote nahen will, so kann er es doch nicht erreichen. Einmal ist es einem Fischer gelungen, nahe heranzukommen, als plötzlich die Blüse sich gegen ihn kehrte und ihn verfolgte. Nur die Nähe des Strandes machte es ihm möglich, zu entkommen, denn dorthin kann die ewige Blüse nicht folgen. Seit der Zeit wagt keiner mehr, sich ihr zu nähern.

c. Der Karsfreitagsfischer bei Alt-Gaarz.

An einem Karsfreitag, als die Glocken zum Gottesdienst läuteten, fuhr ein Fischer aus Alt-Gaarz, namens Hans Peter, in seinen Werktagskleidern in die See hinaus, um zu fischen. Wiewohl er von seinem Nachbarn aufgesondert worden war, mit zur Kirche zu kommen, wies er dies mit Spott und Hohn zurück; und auch draußen auf der See setzte er seine Spottreden fort. Da erhob sich plötzlich ein Wirbelwind, der den Kahn des Fischers und ihn selbst in den Wogen begrub.

Seit der Zeit erscheint an jedem Karsfreitag der Fischer in seinem Boote auf der See bei Alt-Gaarz und fährt dort während des Gottesdienstes ruhelos umher.

d. Die Himmelfahrtstänzer vom Tannenkrug.

Auf einem öden Fleck zwischen Dassow und Schlutup stand früher ein Gasthaus, welches nach dem benachbarten Tannenwald der Tannenkrug genannt wurde. Darin ging es oftmals recht wüst und wild her, besonders an Sonn- und Festtagen. So auch einst an einem Himmelfahrtstage. Nachmittags stellte sich ein Geiger ein, und es wurde tüchtig getanzt. Eine halbe Stunde später näherte sich der Schenke ein Mann, in dem man einen Geistlichen erkannte. Der wollte einen Sterbenden im nahen Dorfe besuchen. Jetzt forderte der Geiger die Anwesenden auf, den Tanz einzustellen, bis der Pastor vorüber sei. Aber man lachte den Musikanten aus und nötigte ihn, einen neuen Tanz zu spielen. Es dauerte nicht lange,

da zog ein Gewitter heraus, und ein furchtbarer Donnerschlag ertönte. Der Geiger warf seine Fiedel fort und rannte ins Freie. Raum war er fünfzig Schritte weit, als ein neuer Donnerschlag erfolgte und der Tannenkrug in die Erde versank. Bitternd erreichte der gerettete Geiger sein Dorf.

e. Der Verspötter des Urbanstages.

Einst stand am Urbanstage, am 25. Mai, ein schweres Gewitter über Brunshaupten. Da betete die Gemeinde inbrünstig zum Herrn über Wind und Wetter und wandte damit ein großes Unglück von dem Dorfe ab. Darauf beschloß man, den Tag fortan als einen hohen Festtag zu feiern.

Lange Jahre wurde das Gelübde treulich gehalten. Niemand ackerte und fischte an dem 25. Mai.

Als aber nach Jahren einmal das Gelübde vergessen wurde, erschlug ein Blitz auf dem Felde einen Arbeiter samt seinen Ochsen. Trotz dieses Warnungszeichens spottete der Erbmüller von Brunshaupten über die Urbansfeier und sagte: „Was kümmert mich der Bußtag der Brunshaupter!“ Da wurde ihm an demselben Tage auf seinem Hofe ein Ochse vom Blitz getötet.

3. Der lästernde Pächter von Niederhagen bei Rövershagen.

Es war einmal ein Pächter, ein gar gottloser Herr, der nichts besser verstand als das Fluchen und Lästern. Ließ er bei strömendem Regen sein Korn einheimsen, so rief er höhnend gen Himmel: „Kannst Du regen laten, kann ich doch inführen!“ War das Getreide ihm nicht lohnend genug, so warf er eine Handvoll in die Luft und rief: „Dor, frät Du dat!“

Eines Tages erschien bei dem Pächter auf dem Felde ein langer, schwarzgekleideter Mann auf schwarzem Pferde.

Niemand kannte den Fremden. Dieser sprengte alsbald mit dem Pächter auf dessen Hof, daß die hellen Funken unter den Hufen des Rosses hervorsprühten. Die beiden Männer begaben sich in ein Zimmer des ersten Stockwerks. Plötzlich erscholl von dort ein gräßliches Geschrei. Die Leute eilten herzu. Auf dem Boden lag der Gutsherr, „ufströpt, licht wi ne Fedder“, sein Blut war ringsherum verspritzt. Der Unbekannte aber war spurlos verschwunden.

4. Der gottlose Poeler als Leuchte.

Auf der Insel Poel lebte einst ein reicher Bauer. Zu dem kam eines Tages eine arme Frau und bat um ein Almosen. Er öffnete seinen Säckel und reichte ihr ein Scherslein. Als sie nun mit den Worten „Gott segne es!“ dankte, da rief er barsch: „Gottes Segen brauch' ich nicht.“ Zur Strafe für diese Gottlosigkeit fand er keine Ruhe im Grabe, sondern wanderte als Feuerball des Nachts auf der Insel umher; die Leute nannten ihn nur „dei Lücht“.

Einmal kehrten zwei Poeler aus Wismar heim. Es war so dunkel, daß sie die Brücke über den Breitling nicht finden konnten. „Wenn nun die Leuchte käme,“ meinte der eine, „dann“ — weiter kam er nicht, denn jetzt sahen sie die Leuchte auf der andern Seite der Brücke, die sie nicht hatten finden können. Sie flog immer vor ihnen her bis dicht vor ihr Dorf, da aber so schnell über den Weg, daß sie nicht weiter kommen konnten. „Gott segne es,“ sprach einer der Männer. Da antwortete eine dumpfe Stimme: „Dor hew 'k lang' up lurt, und damit verschwand die Leuchte für immer.

5. Die hartherzige Poelerin.

In Malchow auf der Insel Poel wohnte vor mehreren hundert Jahren eine reiche, aber geizige Bauersfrau. Sie nahm das Kind ihrer verstorbenen Schwester zu sich, um das Vermögen derselben auch zu bekommen, und als das Kind unter ihren Misshandlungen gestorben war, vergrub sie das Geld im Keller und schwur vor Gericht, das Mädchen habe kein Gut hinterlassen; und wenn sie unwahr geredet habe, wolle sie keine Ruhe im Grabe finden. Und so geschah es ihr auch. Sie spukte in ihrem Haus, namentlich in dem Keller.

Einst kam ein frommer Mann in das Haus und hörte von dem Spuk. Er ging des Nachts in den Keller und verkündete dem Geiste, er werde zur Ruhe gelangen, wenn er zur Kirche komme, aber alle Jahre werde er nur einen Hahnen- schritt vorwärts kommen; finde sich ein frommer Mensch, der ihn weiter trage, so solle das dem Geiste angerechnet werden. Von da an erschien der Geist auf dem Wege nach Kirchdorf und bat: „Nimm mi Hukepack un dräg mi an dei Kark“.

Nach vielen Jahren ging eines Nachts ein frommer Tagelöhner des Weges. Der wollte zum Seelsorger, denn seine todkranke Mutter begehrte des heiligen Abendmahles. Als er nun nach der Stelle kam, wo die Wege von Malchow, Kirchdorf und Niendorf sich kreuzen, da sah er an der Grabenborte ein Weib sitzen, das schrie: „Lat mi Hukepack fitten!“ „In Gottes Namen!“ sprach der Tagelöhner, nahm die Frau auf seinen Rücken und trug sie bis zum „Horstdurn“, einem Hohlweg, der zu beiden Seiten mit Kreuzdorn bewachsen ist. Da hat sie denn lange gesessen und des Nachts, wenn jemand vorüberging, immer gebeten: „Lat mi Hukepack fitten“. Allein es hat sich nie wieder eine mitleidige Seele gefunden.

6. Peiter Kruse.

Ich weit nich, wir dat in Rostock orer Wismer orer noch annerwägens, dor läwt ein Kopmann, dei heit Peiter Kruse. Dei wir so riek, dat hei sin Schapp un Kisten un Kästen all vull Luggedors harr, un hei kreig noch ümmer mihr. Taulezt schürzte hei sei man so in finen Keller; un dat makte em dat grösste Bergnäugen, mit 'n Schäpel tau mäten, wo väl dat woll wir. Aewer so väl, as hei ok harr, för dei Armen harr hei nicks, un kein Minsch kreig wat aff. Kennen deir em jo jedes Kind, un ein wißt em denn' annern un säd: „Dat is Peiter Kruse ut dei Rosmarienstrat.“

Nu wirn dor so'n poor Spaßvagels; dei ein seggt tau denn' annern: „Mi wunnert bloß, dat Peiter Kruse sin Grütt akkrat so as anner Minschen mit'n Läpel äten deilht. Bi all sin Geld künn hei doch wat besonners hebben!“

Un sei makten tausam so'n lütt Gedicht, dat heit so:

„Eia brumsuse,
wo wahnt Peiter Kruse?
In dei Rosmarienstrat,
wo sei't Geld mit Schäpels mäten
un dei Grütt mit Läpels äten.“

Nu güngten dei beiden Slüngels ümmer in dei Rosmarienstrat up un dal un güngten ludhals dat schöne Gedicht; un dei Jungens von dei Strat harrn dat ok sig begräpen un güngten düchtig mit. Wo dei arme Peiter Kruse sick man seihn leit, dor schriet all dat lütt Takeltüg dat schöne Rimels.

Irst dreicht Peiter Kruse sick noch üm un schimpt up dei Gören. Aewer dat hilp em gornicks, dei Gesang wör bloß noch düller. Dunn leit hei sei singen un güng einsach nich mihr ut. Aewer dat mügt em gornicks. Dei Bengels kemen vör sin Dör un güngten an tau gröhlen; un wenn ein Hümpel mäud wir, denn kem ein anner un löst em aff.

Dat Allerargerlichst för Peiter Kruse wir nu cewer dit,
dat hei sick seggen müft, dat dei Slüngels mit ehren Gesang
recht harrn. Un nu versöchte hei ganz heimlich, ob hei sin Grütt
nich anners äten kunn as mit'n Läpel. Aewer't güng nich. Un
in sinen Keller gahn und sin Geld mit'n Schäpel mäten, mücht
hei ok nich mihr. Hei harr kein Freud mihr an't Läben.
Süs harr hei doch wat vörstellt; hei wir doch noch dei riek
Peiter Kruse grad as süs, äwer dat wir doch nich mihr so as
süs. Dei Lüd up dei Strat, dei em süs in Ihrfurcht vör sin
Geld grüßt harrn, dei grienten nu, wenn sei denn' Haut
treckten. Denn von siern güng dat all:

„Eia brumsuse,
wo wahnt Peiter Kruse?“

Un neger un neger keim dat, un hei kunn em nich entgahn:
„In dei Rosmarienstrat,
wo sei't Geld mit Schäpels mäten
un dei Grütt mit Läpels äten.“

Sin Grütt, dei em süs so schön schmeckt harr, kunn hei
gornich mihr seihn un gornich mihr rüken. Taulegt güng hei
gornich mihr ut, üm nich dat olle „Eia brumsuse“ tau hüren,
un an dat Finster nah dei Strat rut mücht hei ok gornich
mihr sitten. Denn wenn hei sick seihn leit, denn güng't all
los. Hei müft nu ümmer up sinen Hof kiken.

So läwt hei noch ne Tidlang ahn Freud un Frünn,
denn einen richtigen Friind harr hei nie nich hatt. Hei harr
ümmer Angst, sei keimen wegen sin Geld. Taulegt hebbien
sei em funnen, dor harr hei sick sülben uphängt. Un kein
Minsch hett em ne Tran nahweint.

7. Der Pinkerjürn.

Vom Pätower und Warlizer Bülten, einem Erlenbusch,
heift es, daß darin ein böser Geist, namens Pinkerjürn, hause.

Abends und in der Nacht, zumal bei stürmischem Wetter, wandelt er mit seiner Feuerlade in dem Erlenbusch umher, bemüht, Feuer anzuschlagen. Weithin hört man sein Pinkern; und weithin sichtbar sind die abspringenden Funken. Er freut sich, den Menschen zu schaden und sie irre zu führen.

Einige Pätower Bauern waren morgens mit Holz ausfahren, wurden aber von Pinkerjünn so irre geführt, daß sie nicht weiter konnten, sondern den Tag erwarten mußten; am Tage aber ist Pinkerjünn seine Macht genommen.

Pinkerjünn war bei seinen Lebzeiten ein böser Mensch, der namentlich an Brandstiftung Gefallen fand und dafür zur Strafe nach seinem Tode in den Erlenbusch gebannt wurde.

8. Der Mörder von Drefahl als Schimmelreiter.

In Drefahl wohnte einst ein Gutsherr, der mit seiner Frau in Unfrieden lebte. Da er dem ewigen Streit ein Ende machen wollte, ermordete er sie bei nächtlicher Zeit an der Grenze seines Gutes. Dafür rieß sie ihm im Sterben noch die Worte zu: „Dafür sollst Du im Grabe keine Ruhe finden“. Der Mann starb bald darauf und muß seitdem allnächtlich zwischen elf und ein Uhr auf der Grenze zwischen Drefahl und Bauerkuhl auf einem Schimmel reiten. In den Nüstern hängt dem Schimmel eine Laterne, die ihm den Weg zeigt.

Früher, als der Ort noch eine gemeinsame Weide hatte, hörten die Pferdejungen, wenn sie, statt zu wachen, eingeschlafen waren, es um Mitternacht rufen: „Dei Panner kümmt“. Wie sie die Worte hörten, sprangen sie erschrocken auf und trieben die Pferde vom fremden Acker, auf den sie sich verlaufen hatten. Die Worte hatte der Schimmelreiter gerufen; bald darauf erschien auch wirklich jedesmal der Pfänder.

9. Der meineidige Ritter von Lassahn.

In alten Zeiten lag zwischen Grabow und dem Dörse Kremmin ein Gut und Dorf Lassahn. Der Gutshof soll zwischen der Nachtkoppel und den Mühlenstücke Tannen gelegen haben und Eigentum eines Ritters gewesen sein. Dieser, ein sehr streitsüchtiger Mann, lebte mit seinen Nachbarn und Leuten in stetem Unfrieden und soll kurz vor seinem Tode in einem Prozesse einen falschen Eid getan haben. Seitdem hat er keine Ruhe im Grabe. Von Zeit zu Zeit jagt er des Nachts mit seinem Fuhrwerk, das mit vier Schimmeln bespannt ist, raselnd durch einige Straßen von Grabow. Wer ihm begegnet, darf ihn nicht anreden, sonst wird er krank oder stirbt noch im selben Jahre.

Zu Anfang des vorigen Jahrhunderts trieb das Fuhrwerk sein Wesen namentlich auf dem „Wandrahmen“. Ein Mann, der dort wohnte, sah eines Nachts einen Wagen mit vier Schimmeln vorbeijagen, riß das Fenster auf und fragte, wohin es gehe. Noch in derselben Nacht schwoll ihm der Kopf so groß wie ein Faß an. Das Fuhrwerk soll stets in die Erde gefahren sein.

10. Der tolle Ritter von Fürstenberg.

Das jetzige Schulhaus zu Fürstenberg war früher ein Teil einer alten Burg. Einstmals hausten auf dieser Burg drei Brüder, wovon der eine ein so wildes, ausschweifendes und gottloses Leben führte, daß es sich gar nicht ärger denken läßt. Als er zuletzt seines tollen Treibens überdrüssig wurde, nahm er einen Strick und erhängte sich. Dieser Selbstmord veranlaßte die beiden andern Brüder, von Fürstenberg wegzugehen und sich in einem fernen Lande einen neuen Wohnsitz zu gründen.

Der Erhängte aber fand im Grabe keine Ruhe; an jedem Freitage muß er des Nachts als schwarzer Kettenhund die Runde um die Burg machen. Vielen Leuten ist er auf der Hauptstraße von Fürstenberg schon begegnet und hat ihnen das Geleite bis zum Strelitzer Tor gegeben.

11. Der Verräter von Wesenberg.

Dicht vor Wesenberg liegt auf einer kleinen Anhöhe am See die Ruine des alten Schlosses, von dem noch der halb verfallene Fangelturm und einige Mauerreste zu sehen sind. Das Schloß ist im Dreißigjährigen Kriege zerstört worden, aber es hat sich lange gewehrt, und Tilly, welcher davor lag, würde es nicht bekommen haben, wenn nicht ein Verräter gewesen wäre.

Tilly hatte nämlich die Stadt bereits eingenommen und fast niedergebrannt, da rückte er auch vors Schloß und schoß lange vergeblich auf die festen Mauern, bis endlich ein Bürger aus Wesenberg, Zimmermann hat er geheißen, ihm die Schliche und Wege zeigte, wie er hineinkommen könnte. Da hat er es überrumpelt und zerstört und ist dann davongegangen.

Die Bürger haben's aber dem Zimmermann gedacht, und als der Feind fort war und er sich nun auf und davon machen wollte, da sind sie ihm nachgeeilt und haben ihn auf einem Berge bei der Stadt, der noch der Zimmermannsberg heißt, eingeholt und bei lebendigem Leibe zu Tode gesteinigt.





XIX. Riesen- und Zwergsagen.

1. Die Hünentochter.

Ehe noch die Wenden nach Mecklenburg kamen, wohnten hier im Lande die Hünens, ein Riesenvolk, das aber schon längst ausgestorben ist. Nur ihre Gräber, die Hünengräber, sind nachgeblieben.

Als die Kleinen, „dei Lüttens“, in's Land kamen, war der Hünens Herrschaft zu Ende; und sie starben endlich auch ganz aus.

Zu dieser Zeit geschah es, daß ein Hünenvater seiner jungen Tochter den Auftrag gab, die Schweine ins Holz zu treiben. Vorher hatte das Riesenmädchen noch nie die elterliche Behausung verlassen; und so war es also nicht wenig erstaunt, als es zum erstenmal die ihm noch ganz fremde Welt erblickte. Am meisten verwunderte es sich über ein kleines Geschöpf, das nach seiner Meinung wohl Ähnlichkeit mit Menschen hatte, aber doch zu klein war, um Mensch sein zu können, und das hinter einem ebenso winzigen Pfluge, mit zwei niedlichen Öchslein bespannt, herging. Das Mädchen hatte nichts Eiligeres zu tun, als „das prächtige Spielzeug“ mit den Händen zusammen zu fegen und in die Schürze zu legen. Dann eilte es mit vollen Sprüngen zum Vater zurück, um dem auch den guten Fund zu zeigen.

Der Vater aber schüttelte ernst und traurig den Kopf und sprach: „Dat siind uns' Verdriver, Kind, vör dei möten wi wiiken“. Darauf meinte das Fräulein: „Sal 'k denn nich en Pöölk'en maken und sei dorin versöpen?“ Das aber gab der Vater nicht zu, indem er sagte: „Dat helpt uns nicks, denn dei Lütten kriegen uns doch ünner!“ Und so ist es auch geschehen; und hätten die Hün'en nicht die großen Gräber gemacht und die mächtigen Steine allenthalben aufgerichtet, so würde man nichts mehr von ihnen wissen.

2. Das Riesenkönigsgrab von Melkhof bei Pritzier.

Zwischen Wittenburg und Hagenow liegt das Dorf Helm, das ehemals eine große Stadt gewesen sein soll, zu der Zeit, als es noch Riesen gab. Der Riesenkönig hatte von ihrem großen Reichtum gehört und zog darum mit einem Heere gegen sie heran. Die Helmer wehrten sich tapfer, aber sie mußten sich schließlich doch in ihre Mauern zurückziehen. Der Riesenkönig war im Kampfe gefallen und ward in einen goldenen Sarg gebettet, den man wieder mit einem kupfernen und endlich mit einem eisernen umschloß. Nicht weit von Melkhof liegt er unter dem Hügel, der unter dem Namen „Trünnelberg“ bekannt ist.

Mancher hat schon den Schatz zu heben versucht, aber der Teufel selbst hält Schildwache dabei. Nur einmal ist es einem Haufen Bauern aus der Umgegend gelungen, den Schatz zu erblicken. Und das ging so zu. Ein reisender Schatzgräber war nach Melkhof gekommen und hatte diesen und jenen beredet, mit ihm den Schatz zu heben und zu teilen. In einer Johannisknacht ging die Arbeit vor sich. Eine Wünschelrute wurde mitgenommen und von dem Bauern über den Berg getragen. Ziemlich auf dem Scheitel des Hügels neigte sich

die Rute, und dort lag der Schatz. Vor Beginn der Arbeit ließ der Bauer sich von jedem Einzelnen heilig versprechen, während derselben kein Wort, auch nicht das allerkleinste, sprechen zu wollen; denn das kleinste Wort bricht auch den mächtigsten Zauber. Dann sprach der Schatzgräber seine Zauberformel, und die Arbeit begann.

Schon nach einer Stunde klapperten die Schaufeln auf dem eisernen Sarge. Er wurde eiligt von der Erde völlig befreit und mit armdicken Tauen umspannt. Bis jetzt war alles in säuberlicher Ordnung vor sich gegangen. Keiner hatte ein Wörtchen gesprochen, und kein Hund mit tellergroßen Augen oder sonst etwas hatte sie gestört. Die Bauern erfaschten die Täue und Hebel. Jetzt ein kräftiger Ruck und Zuck, und der Schatz hätte sich gehoben — wenn nicht der leibhaftige Teufel erschienen wäre. „Dat is min un blifft, wo 't liggt!“ sagte er kurz und herrisch. „Dreck is Din!“ gab ihm ein naseweiser Bursche zur Antwort. Das war es aber, was Beelzebub gewollt hatte, nämlich eine Antwort. Sarg und Teufel verschwanden hiernach sogleich, die Grube stürzte krachend zusammen.

3. Das Riesengrab in der Gegend von Hungerstorf bei Grevesmühlen.

Vor langer, langer Zeit wohnte in der Gegend von Hungerstorf ein Riese mit seiner Frau. Der tat den umwohnenden Leuten vielen Schaden, indem er ihnen ihr Korn niederrat und ihre Haustiere wegnahm.

Das verdroß die Leute; und sie beschlossen, sich an ihm zu rächen und ihn lebendig zu begraben.

Es wurden nun Vorposten ausgestellt, um die Umwohner davon zu benachrichtigen, sobald sie den Riesen schlafend fänden.

Sie fanden ihn auch zwischen Hungerstorf und Sternkrug; und nun kamen die Leute mit Hacken, Spaten und Schaufeln herbei. Nachdem sie neben dem schlafenden Riesen eine Vertiefung in die Erde gemacht hatten, wälzten sie ihn hinein und beschaukelten ihn mit Erde.

Am andern Morgen wurde der Riese von seiner Frau gesucht. Endlich erfuhr sie, daß ihr Mann begraben sei. Da ging sie hin, sammelte ihre Schürze voll Steine und schüttete sie um das Grab her. Die Frau trauerte, und das Volk jubelte. Beides sollte aber nicht lange dauern, denn noch an demselben Tage stand der Riese, für den das Grab nur ein warmes Bett gewesen war, wieder auf und setzte sein gewohntes Leben wieder fort, ja, er trieb es noch ärger als vorher.

Da sahen die Leute ein, daß der Riese aus dem Wege geräumt werden müsse, wenn sie in Ruhe und Frieden leben wollten. Sie fanden ihn abermals an dieser Stelle schlafend. Sogleich machte man sich an die Arbeit, ihn noch einmal lebendig zu begraben. Diesmal machten sie eine tiefe Gruft, damit der Riese mehr Erde auf sich hätte und also nicht so leicht wieder herauskäme. Als das Grab fertig war, wurden ihm noch mehrere von den Steinen, welche des Riesen Frau dahin getragen hatte, auf den Kopf gewälzt. Diese Steine waren ihm zu schwer, und so mußte er liegen bleiben. Seit dieser Zeit wurden hier keine Riesen mehr gesehen. Denn die Frau zog auch bald aus dieser Gegend.

4. Der Riese von Wustrow.

In Wustrow auf dem Fischlande wohnte einst ein Riese, der einmal sehr fleißig war. Er spannte eines Abends seinen Schimmel vor seinen Wagen und holte nun von einer Wiesenfläche ein Fuder Erde nach dem andern. Alle Wagenladungen brachte er nach der Stelle, wo jetzt das Wustrower Gotteshaus steht. Und so kommts denn, daß sich die Kirche auf einem Berge erhebt.

5. Der Riesenstein bei der Krappmühle.

Eine Stunde von Neubrandenburg liegt die Krappmühle. Mehrere hundert Schritte von ihr entfernt befindet sich ein ungemein großer Felsblock, von dem folgendes erzählt wird:

Vor vielen Jahren wohnte auf der Krappmühle ein Müller, dem mitunter große Not und Mühe durch das plötzliche Anschwellen des Wassers entstand, welches seinen Weg bei großen Regengüssen und Schneefluten nach der Krappmühle nahm. Einst, als dasselbe wieder seine Mühle wegzuschwemmen drohte, bat der Müller einen Riesen, der auf dem entgegengesetzten Tollense-Ufer hauste, ihm bei der Aufstauung des Wassers behilflich zu sein. Der Riese versprach ihm dies, machte aber zur Bedingung, auf der bevorstehenden Kindtaufe bei dem Müller zu Gäste geladen zu werden. Der Müller sagte zu. Darauf ging der Riese an's Werk und erbaute in einer Nacht dem Müller eine Schutzwehr und karrte ihm einen Fangdamm, welcher der Mühle noch heutigen Tages den nötigen Schutz vor Wasserfluten gewährt.

Als nun die Zeit der Kindtaufe heranrückte, wurde dem Müller doch bange; er meinte nämlich, ein Riese, namentlich ein hungriger Riese, würde ihm dermaßen seinen Kindtaufkessel leer essen, daß für ihn und seine Gäste nichts übrigbleiben würde. Er bat daher diesmal den Riesen nicht zur Taufe und hoffte im stillen, er würde von seinem Familienfeste nichts erfahren.

Hierin täuschte er sich jedoch; der Riese ergrimmte, als er Kunde von dem Wortbrüche des Müllers bekam, und ergriff einen gewaltigen Stein, um dem Müller damit den Kindtaufkessel entzwei zu werfen. Er schleuderte den Stein mit furchtbarer Gewalt ans jenseitige Ufer, traf jedoch den Kessel nicht; und noch heute liegt der Stein einige hundert Schritte von der Mühle entfernt.

6. Die Unterirdischen im Lindenberge bei Penzlin.

Einst kamen bei dem Lindenberge zwei Leute aus Jahren vorbei, welche von Penzlin heimkehrten. Einer von ihnen spürte großen Durst und wußte seiner Not kein Ende, weil keine Quellen und keine Krüge in der Nähe waren.

Als er nun zum Lindenberge kam, hörte er eine seine Musik, als wenn zum Erntebier aufgespielt würde. Weil der Durstige nun wußte, daß im Lindenberge die Zwerge wohnten, so suchte er sich einen Eingang, während sein Gefährte weiter wanderte. Als er aber sah, daß sein Bemühen vergeblich war, rief er den lustigen Unterirdischen zu: „Hest Ji nich eins tau drinken; mi döst ok gor tau dull“. Raum hatte er dies gesagt, als auch schon ein Kleiner mit einem prächtigen Krug neben ihm stand und ihm freundlich zu trinken bot. „Da“, sagte der, „drink, cewer kik jo nich in dei Kruk!“ Der Mann ließ sich dies nicht zweimal sagen, und es schmeckte ihm gar köstlich, denn in dem Krug war ein seiner Trunk von lieblichem Geschmack.

Als er aber so trank, flüsterte ihm der Versucher zu: „Lauf mit dem Krug davon; es ist seinesgleichen nicht, und mit dem Kleinen da wirst Du schon fertig“. Wie nun der Mann sich umsah und nur den einen Kleinen gewahrte, lief er ihm, der nichts Arges ahnte, mit dem Krug auf und davon. Aber der Unterirdische erhob ein großes Geschrei, und alsbald wimmelte aus dem Berge die ganze Schar der Kleinen heraus und hinter dem großen Spitzbuben her. Aber so eilig und eifrig auch die Bestohlenen trippelten, so vermochten doch ihre kurzen Beinchen nicht mit den langen und schnellen Läufen des Diebes auszuhalten, geschweige denn sie einzuholen.

Es war indes einer unter ihnen, der hatte zwar nur ein Bein, wie er aber sagte: „Einbein lop“, da wackelte er lustig fort und war bald seinen Genossen weit voraus und setzte dem Räuber rüstig nach. Er war ihm auch schon ziemlich nahe,

denn seine schiefbeinigen Gefährten feuerten ihn fortwährend mit dem Ruf: „Bruder Einbein, lop doch!“ an. Als sie aber dicht vor Jahren an den Kreuzweg kamen und schon fast zusammen waren, sprang der Verfolgte mit einem Satze hinüber und war in Sicherheit; denn dahin durfte ihm ja der Einbeinige aus der Unterwelt nicht folgen. Als dieser nun sah, daß sein Schatz für ihn dahin sei, rief er dem Entkommenen nach: „Du magst den Krug behalten und immerfort daraus trinken, denn er wird nie leer werden; aber hüte Dich, daß Du hineinsiehst.“ Der Mann, froh, seinen Raub geborgen zu haben, eilte nun heim und bewahrte das wunderbare Gerät sorgfältig auf. Es war so, wie „Bruder Einbein“ gesagt hatte. Er konnte, so oft er Durst hatte, trinken und trank auch fleißig ohne Nachteil; ihm schmeckte und bekam der Trunk außerordentlich gut.

Als er aber den Krug schon viele Jahre besessen und gebraucht hatte, plagte ihn doch einmal die Neugierde; er sah in das Gefäß und sah im Grunde — eine große, häßliche Kröte. Jetzt war's aber auch vorbei. Die Kröte war verschwunden, der Born versiegte und der Krug leer. Der Mann siechte in kurzer Zeit elendiglich dahin.

7. Die Unterirdischen in Brahlstorf.

In Brahlstorf kamen vor langer, langer Zeit einige Unterirdische zu einer Bauernfrau, die vorher schon viel gejammert hatte, daß sie ihren Flachs und ihre Hede nicht aufgesponnen kriegen konnte, und boten ihre Dienste an. Freudig wurden sie aufgenommen und sangen auf der großen Diele auch sogleich ihre Arbeit an.

Zum Erstaunen der Bauernfrau fanden sich aber nach wenigen Augenblicken immer mehr und mehr Spinner ein, so viele, daß sie nicht einmal mehr auf der Diele Platz hatten;

und es dauerte auch nicht lange, da waren Flachs und Hede aufgesponnen.

Nun wollten sie der Frau aber noch mehr behilflich sein und batzen um einen großen Kessel, worin sie heißes Wasser machen wollten, um das Garn gleich zu kochen und zu waschen. Weil die Hauswirtin aber nicht im Besitz eines so großen Kessels war, eilte sie zu ihrer Nachbarin, um von ihr einen herbeizuschaffen. Als diese aber erfuhr, wozu der Kessel gebraucht werden solle, sagte sie: „Du bist eine große Närrin, wenn Du den Kessel hinbringst; und Du tätest es gewiß nicht, wenn Du nur ahntest, wozu er gebraucht werden soll. Die Unterirdischen wollen heißes Wasser machen, um Dich darin zu brühen.“ Die Frau bekam Angst und fragte, wie sie die Unterirdischen los werden könne. Die Nachbarin riet ihr, vor die Tür zu treten und zu rufen: „Der Butterberg brennt! Der Butterberg brennt! Dann werden alle hinauslaufen, denn der Butterberg ist der Ausgang der Unterirdischen. Du hast dann nur einen Besen quer vor Deine Tür zu werfen, und sie werden nicht wieder hinein können.“ So tat die Frau auch; die Zwerge konnten vor dem Besen nicht wieder hinein und riefen vor ihrem Abzuge: „O, das sollten wir nur gewußt haben, Du Betrügerin!“

8. Der Unterirdische in Spornitz.

Einer jungen Bauernfrau in Spornitz wurde ihr Kind von einem Unterirdischen oder Mönk gestohlen und ein Wechselbalg dafür in die Wiege gelegt. Die Mutter sah es mit an, konnte sich aber nicht rühren und auch nicht rufen. Das Männchen teilte ihr mit, daß ihr Sohn einst König der Unterirdischen werden würde; sie müßten von Zeit zu Zeit ein Kind ihres Königs gegen ein Menschenkind austauschen, damit irdische Schönheit nicht ganz bei ihnen aussterbe. Das Zwergenprinzel aber solle sie gut pflegen, dann werde es ihrem Hause an

Segen nicht fehlen. Damit legte der Mönk ihr den Wechselbalg an die Brust und verschwand mit ihrem Kinde. Sie pflegte das Kind, und der Wohlstand ihres Hauses nahm dabei sichtlich zu; der Wechselbalg blieb aber klein und häßlich und starb in seinem zwanzigsten Jahre.

9. Der Zwerg in den Poeler Wällen.

Am nördlichen Ende des Kirchsees, eines tief in das Land einschneidenden Meerbusens, liegt die Poeler Kirche. Sie ist von Wällen und Wallgräben umgeben, die noch ziemlich gut erhalten sind. Sie sind die Überreste des vom Herzog Adolf Friedrich I. im Jahre 1613 erbauten Schlosses, das zugleich eine starke Festung war.

Die Poeler erzählen sich von diesen Wällen, daß sie sämtlich hohl seien und durch einen unterirdischen Gang mit dem Walfisch und von da mit Wismar in Verbindung ständen.

Eines Tages spielten bei diesen Wällen zwei Kinder, ein Knabe und ein Mädchen. Da die Eingänge zu den Wällen noch nicht zugemauert waren, beschlossen sie, hineinzugehen, um zu erfahren, wie es drinnen aussähe. Als sie eine kleine Strecke gewandert waren, konnten sie den Ausgang nicht wiederfinden. Aus Furcht fingen sie an zu schreien und zu rufen. Da gesellte sich mit einem Male ein altes Männchen zu ihnen und versprach, denjenigen wieder hinauszubringen, der das Vaterunser beten könne. Da nun das Mädchen das Vaterunser beten konnte, der Knabe aber nicht, so brachte das Männchen das Mädchen wieder hinaus, den Knaben aber behielt es bei sich.

Damit es nun nicht noch mehr Kindern so gehe, wurden die Öffnungen zugemauert.

10. Der Zwerg von Križmow.

Ein im Dorfe Križmow wohnender Tagelöhner, welcher fast das ganze Jahr Arbeit in Rostock fand, pflegte den Weg dahin immer sehr früh des Morgens zu machen, um zu rechter Zeit tätig sein zu können. Als er nun eines Tages in der Morgen-dämmerung sich noch nicht weit von seinem Dorfe entfernt hatte, gesellte sich zu ihm ein kleines Männchen und erkundigte sich, weshalb er schon so früh ausgegangen sei. Der Tagelöhner erwiderte, er sei sehr arm und müsse deshalb sehr zeitig in Rostock eintreffen, um seine Arbeit und seinen Tagelohn nicht zu verlieren; er kehre darum auch abends immer erst spät nach Hause zurück.

Das Männchen lobte seinen Fleiß und Eifer, gab ihm auch beim Abschiede den Rat, heute abend auf dem Heimwege das erste, was er finden würde, mit nach Hause zu nehmen.

Der Tagelöhner behielt diese Worte in seinem Herzen, und aufmerksam sah er vor sich und um sich auf dem Wege, der ihn nach seinem Dorfe führte. Aber er hatte schon über die Hälfte zurückgelegt und noch immer nichts gefunden. Schon hielt er sich für gefoppt, als er seitwärts in einem Graben ein totes Pferd liegen sah. Nun glaubte er sicher, daß er geneckt sei und ging unmutig weiter. Doch bald besann er sich. „Kann ich auch das ganze Pferd nicht mitnehmen, so kann ich doch einige Stücke davon in meinen Brotbeutel packen und nach Hause tragen!“ Damit kehrte er um, schnitt aus den Keulen ein paar tüchtige Stücke heraus und schlepppte sie im Beutel nach Hause.

Als er ankam, fragte ihn seine Frau, was er im Beutel mitbringe; er aber warf den Beutel in eine Ecke und sagte: „Oh nichts!“ Als auf ihre wiederholte Frage immer dieselbe Antwort erfolgte, öffnete endlich die Frau aus Neugierde den Beutel, und siehe da, das Fleisch war in lauter schönes Silbergeld verwandelt.

Nun erzählte der Mann, wie er dazu gelangt sei; die Frau aber riet ihm, schnell zurückzukehren und noch mehr, soviel er tragen könne, von dem toten Pferde zu holen, was er auch tat. Allein, soviel er in der Dunkelheit auch suchte, das Pferd war verschwunden; und er musste sich mit dem begnügen, was er zuerst mitgenommen hatte.

11. Der Zwergenprinz bei Plau.

Der alte Fischer Köster in Plau fuhr einmal des Nachts auf der Elde, um Fische zu fangen. Da sah er, wie aus einem Rosenstrauche am Ufer ein kleines Männchen in goldgesticktem Samtmantel, eine Krone auf dem Haupte, hervortrat. Das Männchen bot dem Fischer einen freundlichen „Guten Morgen“ und sprach: „Lieber Fischer, erschrick nicht, ich bin der Prinz vom Gallberge und will mich heute mit der Prinzessin vom Kläterpott vermählen; wenn Du mich hinübersährst, sollst Du aller Armut ledig sein“.

Der Fischer nahm ihn in den Kahn; es wollte ihm aber vorkommen, als stiegen außerdem noch andere hinein, denn er sank ziemlich tief; aber es war niemand weiter zu sehen. Als er ans andere Ufer gekommen war, warf der Prinz ihm ein Goldstück in den Kahn, zugleich fielen, wie von unsichtbaren Händen geworfen, eine Menge Silberstücke hinein. Der Prinz stieg ans Land, dankte dem Fischer freundlich und sagte: „Nach drei Tagen komme ich mit meiner jungen Gemahlin hierher zurück; wenn Du uns dann denselben Dienst leistest, so sollst Du für Dein ganzes Leben aller Sorgen enthoben sein“. Damit verschwand er hinter den Wasserweiden, die damals das Flusufer an der Stadtseite umgaben.

Der Fischer sammelte, nachdem er sich von seinem Erstaunen erholt hatte, die Goldstücke in seine Fischerkniepe, es waren außer dem Goldstücke neunundneunzig Silbermünzen.

Zu Hause erzählte er seiner Frau, was ihm begegnet war, und zeigte ihr seinen Fährlohn. Die war denn nicht minder verwundert als er. In der dritten Nacht stellte er sich vor Sonnenaufgang an den Weiden am Ufer ein; und wie eben die ersten Sonnenstrahlen sich zeigten, trat der Prinz mit seiner kleinen Gattin an der Hand hervor und stieg nach freundlichem „Guten Morgen“ alsbald in den Kahn. Auch diesmal war es, als wenn noch viele andere unsichtbar in den Kahn stiegen; denn er ging so tief, daß der Fischer zu sinken fürchtete. Am andern Ufer angekommen, warf der Prinz zwei Goldstücke in den Kahn, und gleichzeitig regnete es noch viele andere, diesmal auch Goldstücke, hinein. Der Prinz und seine Gemahlin sagten dem Fischer freundlich Lebewohl und verschwanden in demselben Rosenstrauche, aus welchem der Prinz das erstemal gekommen war.

Der Fischer überzählte seinen Lohn und fand außer den zwei Goldstücken noch zweimal neunundneunzig kleinere Goldmünzen. Er trug alles nach Hause und lebte mit seiner Frau sorgenlos bis ans Ende.

12. Zwerge bei dem Dorfe Malchow.

In drei Eichen auf der Feldmark des Dorfes Malchow bei Parchim wohnten einst drei Zwerge. Wurden diese morgens früh oder abends spät durch ein Fuhrwerk beunruhigt, so sprangen sie auf den Wagen und ließen sich bis ans Dorf oder umgekehrt bis an die Grenze der Feldmark fahren. Die Wagen mochten leicht beladen oder ganz leer sein, sobald die drei Männlein auf denselben saßen, schnitten die Räder hinein in den Sand wie ein schwer beladener Heuwagen in den weichen Wiesengrund; und die Pferde dampsten bald, als wenn sie Mühlensteine zögen. Dies Aufhocken der Zwerge bei den drei Eichen begegnete selten einem Malchower, desto häufiger

aber fremden Fuhrleuten, welche die Stätte nicht kannten und nichts von den drei Männlein wußten. Zu solchen Leuten gehörten auch zwei junge Garwitzer Knechte, welche an einem dunklen Herbstmorgen mit einem Fuder Korn nach Parchim wollten. Sie waren bei den drei Eichen angekommen, als einer der Knechte zuerst einen, dann zwei und endlich drei kleine Männer, angetan mit grauer Hose, roter Jacke und und bunter Tröddelmiße, gewahrte; der andere, darauf aufmerksam gemacht, sah bald dieselbe Erscheinung. Sie trieben ruhig die sich bäumenden Pferde weiter und beschlossen, sich mutig zu wehren, es möge kommen, was da wolle.

Noch war man zur Abwehr nicht völlig vorbereitet, als schon die drei Männer auf dem Wagen saßen und die vier Pferde vor demselben stampften, keuchten und dampften, als wenn noch drei eben so schwere Wagen dahinter angehängt wären. Während der Fuhrmann auf die Pferde einhieb, sie vorwärts zu bringen, schrie der Knecht: „Ei wat, Himmerk, wat sleist du dor, hir kumm her un slah!“ und ließ mit diesen Worten seinen „Kreuzdornen“ wacker auf die fremden Gestalten fallen. Diese, so mächtig sie sonst auch waren, waren gegen eine Waffe von Kreuzdorn schwach wie ein Kind; sie flohen eilig vom Wagen und haben es von hier an nie wieder gewagt, den Menschenkindern auf den Wagen zu steigen.

Ihre Wohnung, die drei Eichen, haben die Zwerge aber lange noch nicht verlassen; noch oft sind sie dort von abends spät hütenden Pferdejungen gesehen worden und haben sich deren Neckereien gefallen lassen müssen, da sie wohl wußten, mit welchen Mitteln sie zu überwältigen waren. Erst mit dem Abnehmen der Eichen sind die drei Männchen gänzlich verschwunden und von keines Sterblichen Auge wieder gesehen worden.

13. Dei Bur un dei Unnerirdsch.

Ein Bur wir dörch Krieg un schlichte Tid so wit runnerkamen, dat hei nich mihr ut noch in wüxt. Dunn güng hei hen un köft sick för sin lezt Geld 'n Strick, mit denn' woll hei sick an denn' irsten besten Bom uphäng'n. As hei nu so an dei Böm in dei Höcht kek, kem ein von dei lüttten Unnerirdsch'en un seggt tau em: „Wat kickst Du einmal so schnurrig an dei Böm in dei Höcht?“ Dei Bur seggt, hei söcht sick 'n Bom tau 'n Uphängen. „Dat is 'n häflichen Dod“, seggt dei Unnerirdsch, „dor hest Du hunnert Daler; wenn Du werrer tau Gang'n büsst, kannst Du mi sei werrer gäb'n. Gah denn man nah dissen Barg un klopp an dissen Stein, denn will ick rutkamen“.

Dei Bur kem ok werrer tau Gang'n un tellte hunnert Daler af und güng dormit nah denn' Barg un kloppte an denn' Stein. Dunn kem ein anner von dei Unnerirdsch'en rut un seggt: „Din Fründ Lehnort is dod, cewerst hei hett noch vör sinen Dod seggt, wenn Du dat Geld bröchst, füll'n wi Di dat för ümmer schenken“. Dei Bur dacht, wenn min lütt Fründ dat Geld nich werrer hebbien will, so möt ick 't woll ünner dei armen Lüd bringen, un hei ded väl Gaud's un lewte mit Fru un Kinner glücklich un tausreden bet an sin selig Enn'.





XX. Schatzsagen.

1. Der Glücksberg bei Bellahn.

Vor uralter Zeit versank im Glücksberg ein Schloß mit unermesslichen Schätzen.

Einst nahm sich nun ein Dutzend Menschen vor, den Schatz ans Licht zu fördern. In einer mondellen Nacht schlüpfen die Leute zum Glücksberg hinaus, und um die Mitternacht stieß jeder seinen Spaten in den Hügel. Sie gruben lautlos und eifrig, und im Berge rasselte und klirrte, seufzte und stöhnte es. Dem einen und dem andern lief es eiskalt über den Rücken, und jeder dachte: „Wenn mir's nur nicht ans Leben geht, denn dann können mir alle Schätze nicht mehr helfen. Das Leben ist mir doch lieber als die Reichtümer Salomos und des reichen Mannes zusammen“.

Je tiefer die Leute gruben, desto unheimlicher klang's heraus, desto lauter klopften ihre Herzen, desto mehr entfank ihnen der Mut. Endlich stießen die Spaten auf etwas Hartes. Mit doppeltem Eifer wurde die Erde hinweggeräumt, und siehe da, vor den keuchenden Schatzgräbern lag der Schatz und oben darauf eine Wiege von purem Golde, alles erglänzend vom Licht des Mondes.

Es war ein Glück, daß der vorsichtigste der Schatzgräber einen mächtigen Hebebaum mit zur Stelle geschleppt hatte, denn mit den 24 nackten Händen war's nicht möglich, auch nur die Wiege aus der Grust zu schaffen, so unbändig schwer war sie; und wer konnte wissen, wie schwer das war, was unter der Wiege lag.

Einer von den Zwölfen unternahm es, den Hebel unter die Wiege zu bringen. Auf dem Bauche liegend, quälte er sich mit dem schweren Hebebaum ab. Hinter ihm aber stand mit einem Male ein Dreizehnter, den er nicht sah und von dem die übrigen Elf nicht wußten, woher er so unerwartet gekommen sei. Plötzlich brannte ein Mordschlag einige Zoll unterhalb des Rückens auf den emsigen Schatzgräber nieder.

Mord und Brand, wie prallte der Hebemann in die Höhe! Als wäre er emporgehext, so flink und fix stand er auf den Beinen. Er dachte, einer seiner Kameraden habe ihm aus übergroßer Freude den Streich gespielt. Wie erstaunte er daher, als er den Fremden hinter sich bemerkte. Der sah aus wie der leibhaftige Beelzebub, und der war es auch.

Der Bauer machte ein verblüfftes Gesicht, dachte aber: „Bange machen gilt nicht, und um einer goldenen Wiege willen muß das Sitzleder sich schon etwas gefallen lassen.“

Der Fremde aber stand da wie das unschuldigste Kindlein auf Gottes weiter Welt, sagte kein Wörtlein, der Geschlagene auch nicht und die übrige Schatzgräberschar auch nicht.

Geduldig legte der mit dem Hebebaum sich zum zweiten Male nieder, und nur noch ein Ruck, und der Baum hätte unter der Wiege gesteckt. Aber ein mörderlicher Schlag fiel wiederum auf die noch schmerzende Stelle, daß der unglückliche Schatzgräber auf ein Härlein daran war, ein verzweifeltes Zetergeschrei auszustoßen. Aber dann wäre alles verloren gewesen. Deshalb biß er die Zähne zusammen und rieb mit beiden Händen sein armes Hinterteil. Der Fremde stand wieder

da, unschuldig wie ein Kind, sagte kein Sterbenswörtchen, der Geschlagene auch nicht und der Rest der Schatzgräber auch nicht.

Weil nun unser Hebamme eine Lammesgeduld besaß, so versuchte er sein Heil zum dritten Male. Schon erhob er seinen Arm zum Stoße, da erfolgte ein dritter und so mordsmäßiger Schlag, daß unser Schatzgräber über die Grube mit einer Leichtigkeit hinwegsegte, als hätte er Flügel oder als sei er eine Fledermaus oder Nachteule.

Aber nun war seine Geduld aus und alle. Unter dem Ruf: „Mordio! Mordio!“ stürzte er Hals über Kopf den Hügel hinab. Und die ganze Schatzgräberzunft rannte in toßen Sprüngen hinter ihm drein.

Nur einer blieb ruhig an Ort und Stelle. Das war Beelzebub. Neunmal wanderte er um die Grube. Beim zehnten Male stürzte sie donnernd und krachend über dem Schatz zusammen. Der Hebebaum zerbrach in tausend Splitter. Dann wurde es still. Der Teufel verschwand. Aber im Glücksberge stöhnte und klirrte und klapperte es, daß es greulich aus der Tiefe herausklang.

2. Das Geldgraben auf dem Wenden-Kirchhofe bei Dömitz.

Südöstlich von Dömitz, dort, wo jetzt die Kalkbrennerei liegt, war zur Zeit der Wenden der Ort, wo sie ihre Leichen begruben. Dort soll ein großer Schatz liegen, den der Teufel selbst bewacht; und vor vielen Jahren machten sich mehrere Bürger von Dömitz daran, ihn zu heben.

Um Mitternacht ging man, mit allen nötigen Geräten versehen, an die Arbeit. Keiner durste ein Wort reden. Bald wurde auch eine große Kiste gefunden, so schwer, daß Hebebäume angesezt werden mußten, um sie emporzuschaffen. Schon

war der Schatz einige Fuß emporgebracht, als plötzlich der Teufel herankam und mit großer Schnelligkeit einen Galgen über der Grube erbaute. Im Nu war er oben auf dem Querbalken und befestigte dort einen Strick. Grinsend blickte er den einen Schatzgräber an und sagte zu ihm: „Hier sollst Du, verdammter gelber Spießbube, hinan.“ Keiner antwortete. Nun verschwand der Teufel, und sie arbeiteten emsig weiter.

Aber nach kurzer Zeit kam er wieder auf einem großen Frachtwagen, der statt von Pferden von vier Mäusen gezogen wurde. Da riefen die Männer: „Wat doch dei Düwel all deit!“ In demselben Augenblick brachen die Hebebäume, und die Geldkiste stürzte mit Krachen in die Tiefe.

3. Die Schätze des letzten Wendenkönigs.

Als der letzte Wendenkönig, der bei seinem Volke sehr beliebt war, starb, beschlossen sämtliche Wenden, alles Gold, Silber und Kupfer zusammenzubringen und ihrem Könige Särge daraus zu machen.

Es wurde ein Sarg aus Gold gemacht, der Wendenkönig in denselben hineingelegt und der Sarg verschlossen; dieser goldene Sarg wurde in einen silbernen, dieser in einen kupfernen und dieser zuletzt in einen eisernen gesetzt.

Nach vielen Jahren verkündigte eine Frau, die einen Erdspiegel besaß, mit dem sie alle in der Erde verborgenen Schätze sehen konnte, daß das Begräbnis des Wendenkönigs fünf Meilen von Grabow gegen Sonnenaufgang zu finden sei. Dadurch angeregt, versuchten manche in der bezeichneten Gegend das Grab aufzufinden. Umsonst! Doch die vielen Löcher in den Wäldern dieser Gegend zeugen noch von dem fleißigen, aber vergeblichen Suchen.

4. Der Schatzwächter von Graal.

Im Mühlenberge von Graal liegt ein großer Schatz verborgen, der von einem riesigen schwarzen Hunde gehütet wird. Er kann zur mitternächtigen Stunde nur von solchen Leuten gehoben werden, die lautlos ihre Arbeit machen.

Einst stießen zwei Sucher nach saurem Graben und Schaufeln auf einen großen Topf voll schimmernder Goldstücke. Schon griffen sie gierig darnach. Da erschien plötzlich der unheimliche Wächter. Unwillkürlich schrie einer der Männer laut auf. Jetzt verschwand der Topf mit den herrlichen Dingen auf Nimmerwiedersehen in der Tiefe.

5. Die Schatzgräber von Grünow.

Drei Männer aus Grünow, ein Schneider, ein Weber und ein Arbeitsmann, kehrten vom Jahrmarkt in Alt-Strelitz zurück und sprachen von einem zu hebenden Schatz, als sich ihnen ein Vierter zugesellte und sagte, er wolle ihnen einen Schatz in der Nähe weisen, den könnten sie heben, Hacken und Schaufeln lägen schon bereit, nur dürften sie nichts sprechen. Sie machten sich sofort an die Arbeit, während der Fremde verschwand.

Da kam eine Kutsche, mit zwei Rappen bespannt. Scheußliche Gestalten stiegen heraus, trugen Balken herbei und errichteten einen Galgen. Die Schatzgräber ließen sich aber nicht stören, bis die Gestalten berieten, wer zuerst baumeln sollte. „Jh, der Rotstrumpf!“ schrie einer. Rote Strümpfe aber trug der Weber; der singt ein Zetergeschrei an, aber in dem Augenblick schwand den drei Schatzgräbern auch das Bewußtsein. Als sie wieder zu sich kamen — es war am andern Morgen — da lagen der Schneider und der Arbeitsmann mit zerquetschten Gliedern vor ihren Haustüren; der Weber aber steckte in einem Backofen des Dorfes Groß-Schönsfeldt, was eine halbe Meile von Grünow entfernt ist.

6. Der Schatzgräber von Carwitz bei Feldberg.

In Carwitz wohnte ein Mann, der bei allen als Schatzgräber bekannt war. Diesen bat ein Schneider, ihn doch einmal mitzunehmen, wenn er wieder nach Gold graben wolle. Der Schatzgräber versprach, ihn abzuholen; und wirklich klopfte es in der nächsten Nacht ans Fenster des Schneiders. Schnell öffnete dieser den Laden, allein vor ihm stand nicht der ihm wohlbekannte Schatzgräber, sondern ein Fremder mit einem dreispitzigen Hut. Dem Schneider ward unheimlich zu Mute, er warf den Laden zu, kroch ins Bett, zog sich die Decke über die Ohren und antwortete auf kein Klopfen.

In der folgenden Nacht klopfte es abermals; und die bekannte Stimme des Schatzgräbers rief: „Komm mit!“ Zitternd öffnete der Schneider, denn der Schreck der vorigen Nacht lag ihm noch in den Gliedern. Aber diesmal stand wirklich der Schatzgräber vor dem Fenster und fragte, weshalb er nicht schon in der vergangenen Nacht mitgekommen sei. Der Schneider erwiderte: „Dein Abgesandter war mir zu unheimlich!“ Da lachte der Schatzgräber und erklärte: „Solcher Helfer habe ich zwölf.“

Nun führte er den noch immer ängstlichen Schneider auf einen Hügel, der zwischen dem Dreez und Thomsdorf liegt, zog einen Kreis, befahl ihm, sich hineinzustellen und, was auch geschehen möge, kein Wort zu sprechen. Ein Ende entfernt, aber in Rufweite, fingen die Dreizehn nun an zu graben.

Bald hörte der Schneider deutlich, daß sie mit dem Spaten auf etwas Metallnes stießen, und daß zwischen den Grabenden ein Streit ausbrach. Einer rief: „An den Galgen!“ Der Schatzgräber fragte: „Wer soll an den Galgen?“ Die wütende Antwort lautete: „Alle, zuerst aber der Schneider!“

Da brach dem armen Schneider der Angstschweiß aus. Laut heulend rannte er nach Hause. Die ganze Nacht konnte er kein Auge zutun.

Am andern Morgen erschien bei ihm der Schatzgräber und schalt: „Dummes Schaf, warum bist Du fortgelaufen? Dir konnte in deinem Zauberkreise nichts passieren, zumal Du rote Strümpfe anhattest. Durch dein unsinniges Schreien ist alle Arbeit zu Schanden gemacht und der eiserne Kasten mit Gold nun wieder 10 Klafter tief versackt.“

Der Schneider aber ließ den Schatzgräber schimpfen und ging nie wieder zum Schatzgraben.

7. Die Kriegskasse im See zu Waksow bei Röbel.

Im Dreißigjährigen Kriege erschien in der Röbeler Gegend ein Trupp Schweden, der die gut gefüllte, schwere Kriegskasse bei sich führte. Plötzlich wurde die Schar von einem Haufen Kaiserlicher bemerkt und sogleich auf das hitzigste verfolgt.

Die Schweden jagten zwar in rasender Eile dahin; doch wurden sie bald zu ihrem Schrecken gewahr, daß ihre Verfolger, die ihnen zehnfach überlegen waren, sie bald einholen und dann niedermachen würden. Auf keinen Fall aber sollte den nach dem Schatz lüsternen Feinden die wertvolle Kriegskasse in die Hände fallen. Als die Verfolgten in der Nähe des Waksower Sees zu der Überzeugung kamen, daß keine Hilfe zu erwarten war, stürzten sie die Kriegskasse ins tiefse Wasser, wo sie augenblicklich verschwand.

Die gleich darnach eintreffenden Kaiserlichen versuchten es, den Schatz wieder herauszuheben, allein ohne jeglichen Erfolg. Der See war zu morastig; die Kiste sank nur tiefer und tiefer.

Die Schweden hatten indes einen bedeutenden Vorsprung gewonnen und entkamen sämtlich glücklich den Händen ihrer Verfolger.

Als aber die Kunde von dem versunkenen Schatz nach Röbel gelangte, bemühten sich einzelne Bürger, in den Besitz

der wertvollen Kasse zu kommen. Die Arbeit war ergebnislos. Da schlossen sich viele Einwohner zu einer großen Gesellschaft mit der Absicht zusammen, nun auf jeden Fall den Schatz zu heben.

Es wurde keine Mühe gescheut, um ans Ziel zu gelangen. Man grub vom See einen Kanal, um das Wasser abzulassen. Man ließ Schatzgräber, Zauberer und sogar Teufelsbanner kommen. Der Schatz war anscheinend zu tief gesunken und keine Spur von ihm zu entdecken. Als man aber eines Tages mit einer Stange auf einen harten Gegenstand stieß und es in der Mitte des Sees eigentlich klang, da erhellteten sich alle Gesichter. Als man jedoch genauer nachforschte, zeigte es sich, daß man auf einen Stein gestoßen hatte. Da ließ man die Nase hängen. Mit dem Schatzsuchen war es seit der Zeit vorbei.

8. Die Leuchte von Rethwisch.

Es war an einem Winterabend. Schlittschuhläufer und Schlittenschräger vergnügten sich auf den Rethwischer Wiesen bei Doberan. Da sah man plötzlich in einem Dornbusch ein brennendes Licht, das auf einen Schlitten zukam, in welchem mehrere Mädchen saßen. Eins derselben griff danach, und es blieb ihm in der Hand. Wie sie es aber nach einiger Zeit pußen wollte, entwich es wieder und verschwand in dem Dornbusche.

Hier soll einst von zwei Rethwischer Bauern und zwei Juden Geld gegraben worden sein, das sie dann in dem Hause des einen Bauern teilten. Dabei fiel ihnen ein, daß sie das Loch nicht wieder zugeworfen hatten. Die Juden batzen die Bauern, das zu besorgen, da sie keine Zeit mehr hätten. Die Bauern taten es auch, bemerkten aber nachher zu ihrem Schrecken, daß ihre Gesichter ganz gelb geworden waren. Trotz alles Waschens konnten sie die Farbe nicht wieder los werden und starben bald darauf.



XXI. Versteinerungssagen.

1. Der Schäferstein von Dammereez.

Unweit des ritterschaftlichen Gutes Dammereez bei Brahlstorf steht auf dem herrschaftlichen Acker ein Stein, der einige Ähnlichkeit mit einer menschlichen Gestalt hat. Der Kopf mit der Nase und die verstummelten Arme sind, wenn man will, noch so ziemlich zu erkennen. Der Stein soll der Körper eines ehemaligen Schäferknechtes sein. —

Einß gab es in Dammereez einen Schäfer. Der trieb Tag für Tag seine Herde aufs Feld; und Tag für Tag gab man ihm auch dasselbe Frühstück und Vesperbrot mit, nämlich Käse und Brot. Das schmeckte ihm manche Woche sehr gut. Mit der Zeit aber wurde der Knecht des ewigen Einerleis der Speise überdrüssig. Er schimpste und schalt dann, ja höhnte und spottete auch wohl über die edle Gottesgabe. Dabei pflegte er das Brot den lieben Herrgott zu nennen, eben weil es ihm weniger zuwider war; den Käse hingegen nannte er den grünen Teufel.

Eines Tages stand der Schäferknecht auf einer Anhöhe und bewachte seine Schafe. Und als er die Tiere so ruhig weiden sah, als er bemerkte, wie es ihnen so herrlich mundete, während doch ihm der grüne Käse nimmermehr schmecken wollte, da packte ihn ein namenloser Grimm. Er zog den Käse aus seiner Tasche, schleuderte ihn heftig auf die Erde, trat ihn mit Füßen, ließ ihn wie eine Regelkugel den Berg

hinunterrollen, warf das liebe Brot hinterher und schrie: „Grön Düwel, rönn, leiw Herrgott is achter Di!“ Und der liebe Herrgott war hinter ihm, aber nicht hinter dem Käse, sondern hinter dem Schäfer. Denn kaum hatte der Frevler seine gotteslästerliche Tat ausgeführt, so wurde er zu Stein.

2. Der Steintanz bei Boitin.

Auf dem Wege von Zernin nach Boitin kommt man in einen Buchenwald; in demselben liegt ein kleiner See. Von ihm gelangt man nach einer Anhöhe, auf der drei Kreise von Steinen zu treffen sind. In dem einen Kreise befinden sich neun, in den andern beiden Kreisen je sieben Steine. Der eine Stein führt den Namen „die Kanzel“ und ist mit einem kleinen Auftritt versehen; ein anderer mit dreizehn viereckigen kleinen Löchern heißt die Brautlade. Die Steine insgesamt nennt man den „Steintanz“.

Einst versammelten sich hier die Wenden und brachten ihrem Gottes Radegast blutige Opfer dar. Schauerlich tönte dann der Todesschrei eines Kriegsgefangenen durch den stillen Wald. Als dann das Christentum in Mecklenburg Eingang fand, vergaß man allmählich die Opferstätte. Wer aber nach Jahrhunderten auf der Anhöhe mit den merkwürdigen Steinen stand, machte sich seine Gedanken; und dann ging die folgende Sage von Mund zu Mund:

In der Nähe der Stelle lag vor vielen Jahren das Dorf Dreeß, in welchem viele reiche Bauern wohnten. Einst wurde im Dorfe eine Hochzeit gefeiert, bei der es lustig herging. Zuletzt verfielen sie im Übermut auf den Gedanken, mit Würsten und Brot den Regel zu spielen. Da traf sie die Strafe des Himmels; sie wurden sämtlich, Regelspieler und Tänzer, ebenso die reichgefüllte Brautlade, in Stein verwandelt. Nur ein Schäfer, der an dem Spiele nicht teilgenommen hatte, war

durch einen Geist ermahnt worden, schleunigst zu entfliehen; auch hatte man ihm ernstlich bedeutet, sich auf der Flucht nicht umzusehen. Als er aber das Dorf fast erreicht hatte, ließ ihn die Neugierde nicht ruhen; um aber das Verbot zu umgehen, bückte er sich und sah zwischen seinen Beinen durch. Da wurde auch er samt seinem Hunde in einen Stein verwandelt.

Der Hund liegt etwa hundert Meter vom Steintanz entfernt. Der Schäfer befindet sich auf einer Büdnerei in Boitin und ist dort zum Fundament einer Scheune verwandelt worden.

Am Johannistage hängt aus der Brautlade ein roter Faden heraus. Wer Mut genug hat, ihn herauszuziehen, kann den Schatz heben.

3. Die in Steine verwandelten sieben Hirtenknaben zu Spornitz.

Auf der Spornitzer Feldmark hüteten vor vielen, vielen Jahren sieben wilde Knaben das Vieh. Um sich die Zeit zu vertreiben, nahmen sie die Reste ihres reichlichen Bespermahles, aus Wurst und Brot bestehend, machten sich Kugeln daraus und singen dann an, sich gegenseitig mit den Bällen zu werfen. Als die argen Jungen dies Spiel eine Zeitslang getrieben hatten, trat plötzlich ein großer Mann in weißem, leuchtendem Gewande zu ihnen. Er sprach mit ernster, trauriger Miene: „Liebe Kinder, lasst ab von Eurem sündlichen Beginnen! Es ist ein großes Unrecht, die lieben Gottesgaben so zu missbrauchen. Wollt Ihr aber Euer frevelhaftes Spiel nicht einstellen, so wird die härteste Strafe Euch alle treffen!“

Damit verschwand der Mann. Als er fort war, lachten die Knaben. Einer von ihnen rief übermütig: „Wat wull dei Kierl? Uns Spill geiht em gornicks an!“ Dann ging das unheilvolle Spiel weiter. Nur einer der Knaben hielt nicht mehr mit. Er stand still und nachdenklich da.

Jetzt erschien jener Mann wieder, aber diesmal nicht in einem weißen, sondern in einem schwarzen Gewande. Ein heftiges Geräusch gleich dem Rollen des Donners verkündete sein Kommen. Feierlich wandte er sich zuerst an den gehorsamen Knaben und sprach zu ihm: „Geh' unverzüglich nach Hause! Sieh Dich aber nicht um, denn sonst wird es Dir übel ergehen.“ Der Knabe folgte der Aufforderung. Seine sechs Genossen wurden auf der Stelle von dem Schwarzen in Steine verwandelt.

Doch auch dem überlebenden Jungen erging es schlecht. Als er sich zwanzig Schritte von dem Manne entfernt hatte, konnte er der Neugierde nicht widerstehen. Zwar drehte er sich nicht um, er bückte sich aber und sah zwischen seinen Füßen nach hinten hindurch.

Er hätte doch sehr gerne gewußt, was aus seinen Kameraden geworden sei. Da wurde auch er zu einem Stein. —

Diese Steine betrachtete der Spornitzer von jeher mit einer gewissen Scheu. Keiner wagte es, sie von der Stelle zu schaffen. Einst aber hatte ein Bauer doch den Mut, am hellen Tage im Beisein der ganzen Dorfschaft einen Stein nach seinem Gehöfte zu fahren. Er benutzte ihn zum Fundamente seiner Scheune, um aller Welt zu beweisen, daß er nicht die Spur von Aberglauben besitze. Doch seine Rührigkeit war nicht von langer Dauer. Eines Morgens nämlich lag der Stein auf dem Felde wieder auf der alten Stelle. Der Bauer hatte ihn in der Nacht wieder an seinen Platz befördert.

Als man ihn nach der Ursache seiner Tat fragte, schwieg er. Als man ihn zu einer Antwort drängte, erklärte er, daß er nichts erzählen dürfe.

Bald wußten die Leute aber doch Bescheid. Es war des Nachts stets Blut aus dem Stein hervorgequollen. Und das hatte dem Bauern nicht eher Ruhe gelassen, bis er den Stein wieder dahin geschafft hatte, wo er hergeholt war.



XXII. Denkmalsagen.

1. Jäger Brandts Kreuz in der Rostocker Heide.

In Markgrafenheide zwischen Warnemünde und Hinrichshagen wohnte vor mehreren Jahrhunderten der Jäger Brandt.

Der war ein gar wilder Geselle, gefürchtet von allen Tieren des Waldes. Nur ein gewaltiger Eber machte sich wenig aus dem rassgierigen Grünrock. Das ärgerte diesen über die Maßen; und er versuchte es nun alle Tage, dem Reiler das Lebenslicht auszublasen. Vergebens! Es war, als ob alle Kugeln Brandts von dem dicken Fell des schwarzen Vorstentieres abprallten.

Wochenlang dachte der erboste Jäger nach, wie er es anfangen könne, dem Eber an den Kragen zu kommen. Zuletzt verfiel er auf den Gedanken, sich mit dem Teufel zu verbinden. Allein der Satan ließ sich aufs nichts ein und war zu keinem Dienste erbötig. Wußte er doch ganz sicher, daß die Seele Brandts ihm ohnehin gehöre.

Da grübelte der Jäger weiter. An einem Grünen-Donnerstagmorgen schoß ihm ein neuer Gedanke durch den Kopf. Hoch erfreut rief er aus: „Jetzt habe ich's! Heute gehe ich nach Rövershagen zum Abendmahl, bringe die Oblate mit, lade sie in meine Büchse und erschieße dann meinen Todfeind!“

Gedacht, gesagt, getan! Er rüstete sich zum Gottesdienste und vergaß nicht, seine Flinte mitzunehmen. Unterwegs erblickte er in der Ferne seinen alten Freund, den Heiler, und schrie ihm zornig zu: „Wenn ich zurückkomme, schieße ich Dich, daß Dir die Eingeweide aus dem Leibe heraushängen, oder sonst schlägst Du mich, daß es mir so ergeht.“

Der Heiler sagte nichts, sondern dachte nur: „Das wird sich finden.“

Jäger Brandt kam zur Kirche. Er fühlte nichts von Reue über seine Sünde, nichts von Sündenschmerz. Nur zum Schein machte er ein reumütiges Gesicht. Seine Gedanken waren auf seinen Gegner dort hinten im Walde gerichtet.

Sobald das Abendmahl ausgeteilt wurde, nahm der Frevler die Oblate heimlich aus seinem Munde und verbarg sie in seinem Ärmel. Er konnte das Ende des Gottesdienstes kaum erwarten. Ungeduldig rückte er auf seinem Platze im Gotteshause hin und her. Endlich sprach der Pfarrer das Amen. Da drängte der Jäger stürmisch hinaus.

Draußen nahm er die Hostie, schob sie mit der Patrone in den engen Eisenschlund seines Gewehrs und sprach fluchend: „Braver Schuß, schone den Eber nicht, schone selbst den stolzen Höllenhund nicht, der den Bund mit mir verlachte. Aber nun ist ein anderer mein Verbündeter!“

Jetzt tobte der Wilde den stillen Heidejägern, seinen Kameraden, ins Haus. „Ihr Donnerwetter,“ schrie er, „wollt Ihr nun mit ins Gebüsch zur Eberjagd. Von tausend Teufeln wird Euch heute gezeigt werden, wie ihr Bruder Brandt das durchsetzt, was er sich einmal vorgenommen hat.“

Die Genossen, die schon den Satan mit seinen Krallen bei Brandt stehen sahen, antworteten schaudernd: „Wir tun wie immer unsere Pflicht; aber niemals gehen wir mit Dir und den Teufeln!“

So tobte der gottlose Jäger denn allein in die Heide hinaus und fand den Keiler noch an seiner alten Stelle. Da hüpfte sein Herz vor Freude. Denn er zweifelte ja keinen Augenblick, daß sein Feind heute fallen werde. Jetzt zielte er, drückte los, und ächzend lag der Eber in seinem Blute.

Schnell sprang der Jäger auf seine Beute zu und sprach höhnend: „Ja, die Kunst ist gut. Mein Meister kennt seine guten Leute!“ Doch ehe er sich's versah, erhob sich der nur verwundete, aber nicht getötete Keiler und schlug mit seinen Hauern grimmig in das Fleisch des Höllenkindes. Brandt kreischte laut auf und rief Menschen, Teufel und Gott um Hilfe an. Niemand achtete auf ihn. Das wütende Tier aber riß, würgte und biß furchterlich in des Jägers Eingeweiden umher. Schließlich warf es Knochen, Fleisch und Gedärme ins Gebüsch, Gras und Moos.

Als die Angehörigen Brandts am Abend des Grünen Donnerstags merkten, daß der Jäger nicht nach Hause kam, verbrachten sie eine schreckensvolle Nacht mit Flehen und Beten, Fasten und Weinen. Unheimlich ertönte das Geschrei der Eulen; furchtbar toste der Sturm ums Haus.

Am Karfreitagmorgen begaben sich die Angehörigen in den Wald und suchten den verworfenen Meister. Sie fanden ihn furchtbar zersleicht vor, sammelten die Reste seines Leibes und begruben sie. Auf der Stelle aber, wo sie den entseelten Bösewicht entdeckt hatten, errichteten sie zum Andenken ein Kreuz, das man noch heute sehen kann.

2. Der Gedenkstein von Selow.

Zu der Zeit, als sich in Mecklenburg das Christentum ausbreitete, stand in der Nähe des Dorfes Selow eine Ritterburg. In dem nicht weit davon entfernten Dorfe Neukirchen wohnte ebenfalls ein Ritter.

Beide Herren hatten in Selow eine gemeinsame Kapelle, die sich allmählich jedoch als zu klein erwies, so daß zum Bau einer neuen Kirche geschritten werden mußte. Jeder der Ritter nahm nun für sich das Recht in Anspruch, die Kirche auf seinem Gebiete zu haben. Da man sich nicht einigen konnte, wurde beschlossen, daß ein Zweikampf entscheiden sollte. Beide kamen überein, an einem bestimmten Tage sich auf dem Kirchhof vor der Tür der Kapelle einzufinden, dann um die Kapelle herumzureiten und an der Stelle, wo sie einander begegnen würden, zu kämpfen, bis einer falle; der Sieger solle dann auf seinem Gebiete die Kirche bauen dürfen und die Erben des Erschlagenen verpflichtet sein, alle erforderlichen Dienste beim Bau zu leisten.

An dem verabredeten Tage füllte sich der Friedhof mit Reisigen. Jeder Ritter erschien mit zahlreichem Gefolge. Endlich hielten die beiden Gegner auf schnaubenden Rossen vor der Tür der Kapelle. Dann ritten sie mit eingekleideten Lanzen nach entgegengesetzten Seiten in gemessenem Schritte um die Kapelle. Sowie sie zusammentrafen, begann ein furchtbarer Kampf. Als die schweren Lanzen zersplittert waren, griffen die Kämpfer zum Schwerte. Mit wuchtigen Schlägen drangen die Gegner aufeinander ein. Endlich fuhr das spitze Eisen dem Selower ins Haupt, sodaß er entseelt vom Rosse stürzte. Seine Männer trugen ihn auf seine Burg und gruben ihm an der Stelle ein Grab, wo er seinen Tod gefunden hatte.

Der Ritter von Neukirchen, stolz auf seinen Sieg, baute jetzt bei seiner Burg ein gar prächtiges Gotteshaus.

Kurz nach der Bestattung des gefallenen Ritters ereignete sich etwas Wunderbares. Eines Morgens stand nämlich auf dem Grabhügel ein großer behauener Stein, von dem niemand zu sagen vermochte, woher er gekommen sei. Das merkwürdige Denkmal zeigte zwei Figuren: einen knieenden, betenden Mann und den am Kreuze hängenden Erlöser.

Keiner wagte es, den Stein mit der Hand zu berühren oder ihn wohl gar zu beschädigen. Und als im Laufe der Jahre die Kapelle niedergerissen wurde, die Grabhügel einschließen und der Gottesacker sich in ein Fruchtfeld umwandelte, ließ man ihn unangetastet, und kein Pflug durfte ihm nahen.

Nach vielen Jahren bemerkte man in einer Morgenstunde, daß oben auf dem Denkmal eine schwarze Krähe saß, welche die Vorübergehenden unheimlich und tückisch ansah. Bald kam man zu der Meinung, daß der unheilkündende Vogel der verkörperte Teufel sei. Wer an dem Steine vorüberging, bekreuzigte sich daher an Stirn und Brust, betete imbrünstig ein Vaterunser und flehte Gott an, ihn vor den Versuchungen des Widersachers zu bewahren.

Schon oft hatte der schwarze Gast auf dem Denksteine gesessen, ohne daß jemand gewagt hätte, ihn zu verscheuchen. Da pflügte eines Tages ein Knecht das Ackerstück um, auf dem der Stein stand. Wieder saß der Unglücks vogel dort und schaute lauernd und boshaft auf den Arbeiter. Da bewegte dieser eine Zeitlang seine Arme, um den schlimmen Gast zu verjagen. Doch der blieb wie angewachsen auf seinem Platze sitzen. Jetzt wurde der Knecht wütend, ergriff einen Feldstein und warf mit den Worten: „Willst weg, alter Satan!“ nach der Krähe. Sie flog nun mit widrigem Gekrächze von dannen und wurde seit der Zeit nicht mehr gesehen.

Zu seinem Unglücke hatte der mutige Knecht durch seinen Wurf ein Stückchen vom Kopfe des Denkmals abgeworfen. Er siechte deshalb mit den Tagen des Monats schnell dahin und starb am Ende desselben.

3. Das Lischen-Denkmal von Ivenack.

Im Tiergarten von Ivenack bei Stavenhagen steht ein Denkmal, das Lischen-Denkmal genannt, welches ein Ivenacker Graf dem Andenken der Statthaltertochter Anna Elisabeth

Gilow in Grischow nach ihrem Tode errichtete. Er hatte das Mädchen geliebt und es in sein Schloß zu sich genommen, wo es nach wenigen Jahren starb.

In dem Schlosse zu Ivenack war es aber nach des Mädchens Tode nicht mehr richtig. Nachts um 12 Uhr ließ sich dort eine weiße, geisterhafte Gestalt blicken, die lautlos alle Räume durchwanderte und mit dem Schläge Eins wieder verschwand.

So ging es mehrere Jahre, bis man endlich dieses Treibens überdrüssig wurde. Man ließ den alten Schäfer des Ortes, einen weit und breit berühmten Teufels- und Geisterbanner, kommen und beauftragte ihn, das Gespenst abzufangen. Das glückte; der Schäfer trug die weiße Gestalt in einem zugeschnürten Sacke nach dem Berge im Tiergarten und scharre seine Last dort ein.

Wenn man aber glaubte, dem Gespenste hierdurch Ruhe verschafft zu haben, so hatte man sich geirrt. Plötzlich verbreitete sich unter den Leuten das Gerücht, daß auf dem Denkmal im Tiergarten ein Groschen läge, der die zauberische Eigenschaft habe, sich durch wiederholtes Umdrehen zu verdoppeln, zu verdreifachen und so fort. Indessen jedesmal, wenn sich der eine oder andere erkühlte, den zauberhaften Groschen von dem Denkmal zu nehmen, hockte ihm eine schwere Last auf den Rücken, welche ihn nicht eher verließ, bis er das Stück Geld wieder dorthin legte, wo er es gefunden hatte.

Dies konnte jedoch einen kühnen Stavenhäger nicht abhalten, mit dem Groschen ebenfalls einen Versuch zu machen. Richtig! Da saß auch ihm die Reiterin auf dem Rücken. Er aber war beherzt, packte die verhängnisvolle Bürde mit beiden Händen und trug sie nach einem Kreuzweg, von welchem er gehört hatte, daß ein solcher Ort eine erlösende Wirkung auf Gespenster ausübe. Und siehe, der reitende Geist war augenblicklich aus dem Sattel gehoben und ließ sich auch im Tiergarten niemals wieder blicken. Der glückliche Stavenhäger aber soll durch den Groschen zu großem Reichtum gelangt sein.



XXIII. Sagen von Liebe und Leid.

1. Das schöne Bleicherädchen von Wismar.

Vor vielen Jahren lebte in Wismar ein armes Bleicherädchen, das wegen seiner großen Schönheit, Frömmigkeit und Sittsamkeit nicht nur in seiner Vaterstadt, sondern auch auswärts weit und breit berühmt war.

Viele junge Männer näherten sich der Schönen, teils mit guten, teils mit bösen Absichten. Während es einige aufrichtig und ehrlich mit ihr meinten und sie gerne zu ihrer ehr samen Hausfrau gemacht hätten, versuchten es andere, sie zu betrügen und sie auf sündliche Wege zu locken.

Leider ließ sich das schöne Mädchen von einem reichen Kaufmannssohn betören. Es war entzückt von seiner prächtigen Kleidung, von seinen schmeichelischen Reden und seinen schönen Geschenken. In seiner Unschuld hielt es den sittenlosen, liederlichen und schlechten Menschen für ebenso brav und gut, wie es selbst war.

Bald hatte der Wüstling die Arme verführt. Da erwachte sie aus ihrem schönen und süßen Traum.

Sowie aber der Taugenichts seine niedrigen Absichten erreicht und das Mädchen unglücklich gemacht hatte, da wurde es ihm gleichgültiger. Er vernachlässigte die Unglückliche. Der

junge Mann, der sie sonst dreimal und öfter am Tage besucht hatte, mit dem sie oft heimlich zusammengekommen war, dem sie sich so vertrauensvoll in die Arme geworfen hatte, erschien selten und seltener. Da gingen der Armen die Augen auf, und sie sah, daß sie aufs schändlichste betrogen worden war.

Inzwischen hatte sich der reiche Kaufmannssohn mit einem vornehmen Mädchen verlobt. Oft dachte er nun mit Zittern und Zagen daran, wie er es anfangen könne, wieder von dem Bleichermädchen abzukommen, ohne daß seine Eltern oder seine neue Braut etwas davon hörten.

Als er eines Abends nach langer Zeit wieder bei dem armen Mädchen war, als beide auf der Bleiche am Mühlenteich auf- und abgingen, da machte die Unglückliche ihm bittere Vorwürfe, daß er sich garnicht um sie kümmere. Endlich bat sie unter heißen Tränen: „Mein Lieber, erfülle doch, was Du mir hoch und heilig geschworen hast! Verlobe Dich öffentlich mit mir, mach' mich zu Deinem Weibe und bringe mich wieder zu Ehren!“

Er antwortete: „Na, das kann ja auch immer noch geschehen.“ „Nein,“ rief das Bleichermädchen da voll Zorn, „Du mußt mich sofort heiraten, und wenn Du Dein Versprechen nicht hältst, so werde ich es in der ganzen Stadt verkünden, was für ein ehrloser Kerl Du bist!“

Da gab ihm der Teufel plötzlich den abscheulichen Gedanken ein, die Aufdringliche ins Wasser zu stoßen und sich durch ihren Tod auf immer von ihr zu befreien. Und er tat, wie es der Böse ihm zugesflüstert hatte. Schnell erfaßte er die Arglose, trug sie an das nahe Wasser und schleuderte sie hinein. Sobald sie versunken war, eilte der Mörder von dannen.

Nach kurzer Zeit fand man die Leiche des einst so schönen und braven Mädchens. Allgemein glaubte man, daß es sich selbst ertränkt habe, um die Schande nicht zu überleben. An den eigentlichen Mörder dachte kein Mensch.

Doch Gott sorgte, daß die schwarze Tat ruchbar wurde. Als das Bleicherädchen am Dienstagabend im Dunkeln wie ein Selbstmörder ohne Sang und Klang nach dem Friedhöfe gebracht wurde, um dort an der Mauer verscharrt zu werden, da erhellt sich plötzlich die große Nikolaikirche. Alle Lichter in ihr brannten mit einem Male, als werde ein Bürgermeister oder sonst ein Vornehmer in der Stadt begraben. Die Orgel spielte von selbst einen Choral, so herrlich und rührend, wie ihn der Organist noch nie vorgetragen hatte. Alle Glocken läuteten so ernst und feierlich, wie es noch nie gehört worden war.

Die Leute stürzten auf die Straßen und schlossen sich entblößten Hauptes dem Leichenzuge an. Alles rief: „Das ist Gott, der also für die Unschuld spricht!“ Der reiche Kaufmannssohn aber, von fürchterlichen Gewissensbissen gefoltert, bekannte alles der schaudernden Menge und ließerte sich selbst dem Gerichte aus.

Wieder läutete nach einigen Tagen die Glocke. Es war die Armsünderglocke, die einem Mörder auf dem letzten Gange nachtönte. Der zerknirschte Kaufmannssohn wurde vor die Tore der Stadt hinausgeführt und nach dem Richtplatz gebracht. Ruhig kniete er hier nieder. Dann rief er laut: „Vergib mir, Vater im Himmel, und sei meiner armen Seele gnädig! Und auch Du, geknickte Unschuld, Engel des Lichts, verzeihe mir!“

Dann legte er gefaßt sein Haupt auf den Henkerblock und empfing den Todesstreich.

Die Glocken der Nikolaikirche aber wurden fortan an jedem Dienstagabend geläutet. Fragte später ein Fremder, warum das geschehe, so erhielt er die Antwort: „Das Bleicherädchen wird begraben.“

2. Das bleiche Mädchen von Rostock.

An der Marienkirche zu Rostock war vor vielen Jahren ein Küster, der es sich bequem machte und die Betglocke von seinem Dienstmädchen stoßen ließ. Das geschah sowohl im Winter als auch im Sommer des Morgens um sechs, des Mittags um elf und des Abends um fünf Uhr.

Von hundert Mädchen hätten das wohl kaum zehn getan, namentlich nicht im Winter, wo es ja um diese Zeit abends und morgens völlig dunkel ist. Dazu hing der Glockenstrang mitten in der Kirche.

Des Küsters Mädchen aber war beherzt und wußte nichts von abergläubischer Furcht. Es sagte: „Was die Leute von Spuk und Gespenstern erzählen, ist eitel Torheit.“

Dieses Mädchen war mit einem Schustergesellen aus der Stadt verlobt. Als der im Winter eines Abends einen Besuch machte und die Zeit des Betglockenstoßens nahe war, da meinte er, das sei doch wirklich keine Kleinigkeit, so allein im Dunkeln in die Kirche zu gehen; er würde sich nie dazu entschließen. Das Mädchen lachte recht herzlich über seine Außerung und entgegnete, wenn's sein müsse, werde sie sich um Mitternacht ohne jegliche Begleitung dahin begeben. Der Liebhaber schwieg, nahm sich aber vor, seine Braut bald einmal auf die Probe zu stellen, um zu sehen, ob sie wirklich nicht furchtsam sei.

Als das Mädchen sich am folgenden Abend wie gewöhnlich in die Kirche begeben hatte, schlich der Bräutigam, in ein Bettlaken gehüllt, ihm nach und suchte sich durch Gepolter und Gewinsel bemerklich zu machen. Sein Hund, ein großer, schwarzer Pudel, war ihm gefolgt, ohne daß er es wußte. Die Magd gewahrte denn auch bald eine weiße Gestalt, die, von einer schwarzen mit glühenden Augen verfolgt, langsam Schrittes auf sie zukam. Sie erschrak nicht wenig, nahm aber all ihren Mut zusammen und rief, als beide Gestalten schon

ganz in ihrer Nähe waren: „Swartpoot, grip Wittpoot! Wittpoot, grip Swartpoot!“

Und wie das Mädchen diese Worte gesprochen hatte, da jagten beide Gestalten wie toll hintereinander her, daß es kein Ende nehmen wollte. Die Jungfrau aber entfernte sich schleunigst aus der Kirche und warf die Türe hinter sich zu. Von dem Schreck aber, den ihr der unbesonnene Scherz ihres Geliebten eingejagt hatte, verlor sie ihre frischrote Gesichtsfarbe. Sie war von Stund an schneeweiss und bleich im Gesicht und nach drei Tagen eine Leiche. Der Bräutigam dagegen und sein Hund wurden schon am andern Morgen tot in der Kirche gefunden.

Als man nun das Mädchen wie eine Arme ohne Sang und Klang beerdigte, was an einem Dienstagabend um 9 Uhr geschah, da läuteten mit einem Male sämtliche Glocken des Marienturms; die Kirche war prachtvoll erleuchtet, und die Orgel darinnen spielte mit sanften Tönen ein Sterbelied, ohne daß man die Ursache davon jemals hat ergründen können.

Wenn späterhin am Dienstagabend gegen 9 Uhr die Wächterglocke gezogen wurde, so hieß es in der Stadt: „Das bleiche Mädchen wird begraben.“

3. Grete Adrian.

Im Walde bei Rostocker Wulfshagen war einst ein Pfost zur Erinnerung an eine Mordtat aufgerichtet. Eine Auffchrift meldete, daß dort am 5. Mai 1826 ein Mädchen, namens Grete Adrian, tot aufgefunden sei. Nach den Aussagen glaubwürdiger Leute soll die Grete, aus Rostocker Wulfshagen gebürtig, von ihrem Verführer in jenen Wald gelockt und dann ermordet worden sein.

Seit der Zeit häuste in jener Gegend ein Geist, der Menschen und Vieh beunruhigte. Ein Mann, der bei dunkler

Abendzeit den Weg ging und an dem Pfost vorbei wollte, fühlte sich plötzlich beklemmt. Es erhob sich in den hohen Waldbäumen, deren dichtes Laubwerk den Fahrweg überragt, ein Getöse und Gebräuse und Knattern, als ob ein Zweig zerbrochen und das Laub heruntergeschlagen würde. Der Mann hielt es für einen vom Sturmwinde getriebenen Regen oder für einen riesigen Hagel. Doch es fiel weder Regentropfen noch Hagel. Mittlerweile erreichte der Mann das Ende des Waldes und befand sich vor Rostocker Wulfshagen. Sowie er ins Freie trat, vernahm er nichts mehr von einem ungestümen Wetter; es war Windstille und klare Luft.

Ein anderer Mann, der ebenfalls am Abend den Weg von Willershagen nach Rostocker Wulfshagen durch den Wald ging und voller Besorgnis war, er möchte den Weg, der vom Landwege rechts ab nach Wulfshagen geht, verfehlen, hörte, daß ihm ein Fuhrwerk in langsamem Schritte entgegenkam. Als er dem Wagen nahegekommen schien, bog dieser plötzlich ab und nahm die Richtung nach Rostocker Wulfshagen. So deutlich war das Rasseln der Räder und der Tritt der Pferde zu vernehmen, daß der Mann immer glaubte, das Fuhrwerk nahe vor sich zu haben. Wundern mußte er sich aber, daß er den Wagen, da es nur wenig dunkel war, doch nicht sehen konnte. Bei der ersten Wohnung des Dorfes angelangt, hielt das Fuhrwerk still, und die Erscheinung verschwand.

4. Der Jungfernsohn in Stargard.

Die Burg Stargard war vor Zeiten der Sitz eines Wendenkönigs. Seine Tochter liebte einen Ritter und verabredete mit ihm eine Zusammenkunft unter einer Linde an einem Brunnen beim Schlosse. Sie begab sich auch zur festgesetzten Stunde dorthin, fand ihn aber noch nicht. Da krachte es in den

Zweigen, ein Eber stürzte hervor, die Prinzessin entflohn, verlor aber ihren Mantel dabei, den der Eber mit Blut befleckte.

Bald darauf kam der Ritter und sah den blutigen Mantel. Da er die Geliebte getötet glaubte, zog er sein Schwert und erstach sich. Die Prinzessin kehrte nach dem Platze zurück und fand ihn tot auf dem Mantel liegend, worauf sie sich ebenfalls mit seinem Schwerte tötete.

Beide wurden bei dem Brunnen, der seitdem den Namen „Jungfernbrunnen“ führte, begraben und der Platz mit einer Mauer umgeben.

Brunnen und Mauer sind jetzt längst verschwunden. Die Linde aber soll noch heute blühen.

5. Eine nächtliche Trauung in der Roten Kirche bei Hinrichshagen in der Woldegker Gegend.

Ein Pastor in Hinrichshagen arbeitete am späten Abend an seiner Predigt. Draußen tobte der Sturm fürchterlich. Da klopste etwas ans Fenster. Als der Geistliche hinaussah, bemerkte er einen altertümlichen Wagen. Vor der Kutsche flackerte ein Irrwisch; auf dem Bocke saß ein Kutscher, in dessen Haar Schwefelstämmchen glühten; und hinten auf der Pritsche stand, schaurig anzusehen, ein Knochenmann.

Dieser forderte den Prediger auf, in den Wagen zu steigen, um in der Roten Kirche ein Paar zu trauen, das dort seiner harre. Nach langem, bangem Zögern zog der Geistliche seine Amtstracht an; und fort ging's über Stock und Block nach der Roten Kirche im Walde.

Das Gotteshaus erstrahlte im hellsten Lichte. Ein Hochzeitsgäst nach dem andern drängte durch die Tür. Vor dem Altar stand, wohl gepuht, das Liebespaar.

Klopfsenden Herzens begann der Prediger die Traurede, sprach die Brautleute zusammen und erteilte den Versammelten

den Segen. Kaum aber hatte er das Amen über seine Lippen gebracht, so waren die Hochzeitsgäste verschwunden, und Totengerippe erfüllten das Gotteshaus. Vom Grausen erfaßt, stürzte der Pastor ins Freie. Er fühlte sich in den Wagen geschoben; und mit Windeseile sauste das Gefährt nach Hinrichshagen. Der Geistliche sprang eiligst aus der Kutsche und griff nach seiner Haustür. Kaum war er auf dem Hausslur angelangt, so flog ein Sack mit Geld hinter ihm her, und der Kutscherrief gellend: „Dat selen Zug Gebühren sin!“

Die beiden Leute aber, die der Pastor zusammengesprochen hatte, waren zwei Liebende, die durch die Schrecken des Dreißigjährigen Krieges getrennt wurden und unvereint hatten in den Tod gehen müssen. Da sie aber im Grabe keine Ruhe finden konnten, mußte Priesterhand noch nach ihrem Tode ihren Bund segnen.





XXIV. Sagen von verwünschten Prinzessinnen.

1. Die Prinzessin im Buchenberge bei Doberan.

Im Buchenberge wohnt eine verwünschte Prinzessin, die nur alle hundert Jahre am Johannistage mittags zwischen 12 und 1 Uhr erlöst werden kann.

Einst hütete ein Knecht an der östlichen Seite des Berges die Schafe. Es war am Tage vor Johannis, um die Mittagszeit. Da erschien ihm eine weiße Dame und sagte ihm: „Du kannst mich erlösen, wenn Du mich morgen um die gleiche Stunde küßt. Ich komme in der Gestalt einer Kröte, mit einem roten Bändchen um den Hals.“ Der Schäfer versprach, dem Wunsche der Dame nachzukommen.

Als er aber am nächsten Tage die Kröte sah, entseßte er sich so, daß er davonlief. Die Prinzessin klagte und jammerte hinter ihm her.

2. Die Prinzessin im Buchenberge bei Warin.

Auf dem Wege von Warin nach Blankenberg sieht man links den Buchenberg liegen. Im Innern desselben ist ein verzaubertes Schloß, in welchem eine verwunschene Prinzessin

wohnt. Alle sieben Jahre in der Johannisnacht zwischen 12 und 1 Uhr kommt sie aus dem Berge, trägt eine goldene Wassertracht und goldene Eimer und holt Wasser aus dem benachbarten Rübenteich.

Ein Schäfer hatte ein Schaf verloren. Beim Suchen kam er an den Teich und sah die Prinzessin, die ihn flehentlich bat, sie zu erlösen. Das könne nur geschehen, wenn ein unbefleckter Jüngling sie eine Stunde umfangen halte. Der Schäfer schlug seine Arme um sie; sie bat ihn, auch dann nicht loszulassen, wenn Schrecknisse und Gaukeleien ihm erschienen. Schon hatte er dreiviertel Stunden ausgehalten, trotzdem ihm manches Unheimliche vor Augen gekommen war. Da fuhr eine große Schlange züngelnd auf ihn los, daß er erschrak und die Prinzessin fahren ließ. Sie weinte und klagte, daß sie nun so lange verzaubert bleiben müsse, bis ein Jüngling herangewachsen sei, der in einer Wiege gelegen habe, die aus einer Tanne vom Buchenberge gesertigt sei. Nur ein solcher Jüngling könne sie erlösen.

3. Die verwünschte Prinzessin im Ruhner Berge.

Ein junger Schäfer aus Ruhn hütete einstmals am Johannistage seine Herde am Ruhner Berge. Gegen Mittag legte er sich hin und schlief ein. Er erwachte erst, als es schon Mittag vorüber war. Da sah er, daß seine Herde von einer wunderschönen Jungfrau gehütet wurde. Auch stand auf dem Berge ein altertümliches, prächtiges Schloß.

Die Jungfrau trat auf ihn zu und bot ihm einen „Guten Tag.“ Der schüchterne Jüngling wagte kaum, ihren Gruß zu erwidern. Sie aber fuhr fort: „Alles, was Du hier siehst, soll Dein sein, wenn Du mich nur einmal küssest. Ich bin von einem Zauberer in diesen Berg gebannt und darf nur alle hundert Jahre am Johannistage zwischen 12 und 1 Uhr her-

auskommen. Wenn dann ein unschuldiger Jüngling meine Lippen mit den seinen berührt, dann bin ich erlöst."

Der Schäfer erwiederte nichts, aber auf seinen Lippen schwebten die Worte: „Hebe Dich weg von mir, Du gleichnerische Schlange!“ Die Jungfrau sah ihn noch einmal bittend an, da schlug es 1 Uhr, und sie sprach: „Nun muß ich wieder hundert Jahre warten, bis ich den finde, der mich erlöst.“ Damit war sie mit ihrer Pracht verschwunden; und der Schäfer stand allein bei seiner Herde.

4. Die verwünschte Prinzessin bei Alt-Strelitz.

Bei Alt-Strelitz liegt die sogenannte Stalenbrücke, die über einen breiten Graben führt.

Vor vielen Jahrhunderten schworen sich hier ein Prinz und eine Prinzessin ewige Treue und gaben sich dabei einander die Macht, denjenigen verfluchen zu können, der von ihnen die Treue bräche. Die Prinzessin brach ihren Schwur; und der Prinz verfluchte seine ungetreue Braut und verwünschte sie unter diese Stalenbrücke.

Aus dieser Verbannung kann die Prinzessin nur ein nicht bekanntes Wort befreien; und dieses Wort muß ein Mensch zu einem andern sagen, wenn sie gerade über die Brücke gehen. Als dann kommt die Prinzessin und geht bis zum Tore von Strelitz neben dem, der das Erlösungswort gesprochen hat. Duldet dieser Mensch die Begleitung der Prinzessin und redet sie nicht an, so ist die Macht des Fluches gebrochen.

Einmal muß nun schon das Erlösungswort für die Prinzessin gesprochen sein; denn als eines Tages zwei in ein angenehmes Gespräch vertiefte Frauen über die Brücke schritten, erschien plötzlich die Prinzessin. Sie trat zu der Frau, welche zuletzt gesprochen hatte, und sagte: „Laß mich bis zum Tore neben Dir gehen und rede mich nicht an!“ Das Weib war

aber frech und sagte: „Was soll das bedeuten? Was willst Du hier?“ Da rief, drohend die Hand erhebend, die Prinzessin: „Du böses Weib, warum hast Du meine Bitte nicht erfüllt? Nun muß ich wieder da unten hinunter und warten, bis wieder einmal ein Mensch mein Erlösungswort spricht!“

Bis jetzt soll dieses Erlösungswort nun noch nicht wieder gesprochen sein und die Prinzessin noch immer unter der Stalенbrücke schmachten.





XXV. Spott- und Hänselsagen.

1. Einige Teterower Stückchen.

a. Wie die Teterower ihren Stadtbollen auf die Weide brachten.

Weil auf dem alten Stadttore immer so prächtiges Gras wuchs, das stets nutzlos umkommen mußte, so beschloß die Bürgerschaft, ihren Bollen da hinauf zu bringen, damit er das schöne Futter abweide. Nachdem man dem Tiere ein langes, starkes Tau um den Hals geschlungen hatte, erstiegen einige kluge Leute mit dem andern Tauende das hohe Tor und zogen nun aus Leibeskräften den Bollen nach oben. Das arme Geschöpf zappelte erst gewaltig, als man ihm seine Kehle zuschnürte, und streckte im Todeskampfe seine Zunge weit aus. Als dies die Umstehenden sahen, riefen sie: „Rikt, wo hei all nah dat schöne Graslickmünnt.“ Endlich oben angelangt, war der Bolle zum Erstaunen der guten Leutchen bereits tot.

b. Wie die Teterower ihren Landesvater erfrischten.

Als einst der Landesherr durch Teterow reisen wollte, hatte er sich dort zu seiner Ankunft ein kleines „Refrischemang“ bestellen lassen. Wie nun der Herzog zur bestimmten Zeit in Teterow anlangte und nach dem Rathause fuhr, um dort die

bestellte Erfrischung einzunehmen, sah er mit Verwunderung auf dem Markte sämtliche Feuerspritzen aufgespanzt, die alsbald ihre ganze Ladung Wasser über ihn ausschütteten und ihn und seine Begleitung bis auf die Haut durchnähten; denn so hatten es die guten Teterower ausgeheckt, dies müßte doch wohl das beste und gründlichste „Refrischemang“ sein, welches sie ihrem geliebten Landesvater bieten könnten.

c. Dei Herzog as Gast.

Dei Teterowschen hebbən eins denn' Schweriner Herzog tau Gast hatt. Dor hebbən dei Börgers meint, dat schickt sick nich anners, as dat sei fülm bi Dīsch upwohren deden. „Ich gah mit dei Suppenschöttel vöran,“ seggt dei Bürgermeister, „un jedwenein von Juch nimmt ein Gericht. Wat ick dau, dat makt Ji mi nah, un wenn ick wat segg, denn raupt Ji: „Mit Weib und Kindern allzumal!“

As nu dei Herzog un sin Lüd' bi Dīsch sitten, willen dei Teterowschen jo in'n groten Togg ringahn. Aewer dei Bürgermeister stolpert ewer denn' Süll. Dorbi smitt hei dei Suppenschöttel dal un röppt in sine Wut: „Dat Di dei Deuwel hall!“ Dor smiten sei all ehr Schöttel dal un raupen: „Mit Weib und Kindern allzumal!“ Dat is dei Teterowschen ehr Glückwunsch west.

d. Dat Teterowsche Solt- un Fläzzfeld.

Dei Teterowschen hebbən eins allerhand Ort Samen utsei't. Nah verlopene Tiet gahn dei Ackerbörgers rut, sei willn dei Saat beseihn. Up dei Stell, wo sei Solt sei't hebbən, steiht luter Hirrernettel; dei brennt jo so scharp. Dor licken sei all eins an un verbrennen sick dei Tungen. „Oh, wo schön scharp is dat Solt“, hebbən sei dor meint.

Nahst kamen sei bi dat Fläzz — dat bläuh't jo so blaach. Dor denken sei, dat is Water, un leggen sick hen un swemmen

dor dörch. As sei dörch sünd, willn sei nahtellen, ob ok ein in versapen is. Nägen sünd sei wäst. Dei Börgermeister tellt jo nu: „Dit bün ick, un Du büst dei ihrst . . .“ So kamen jo man acht rut. Nu geiht dat Söken jo los — sei hebben all den ganzen Flasch daalstreckt — dor kümmmt dei Kauhhirer vörbi. „Holt,“ seggt dei Börgermeister, „nu willn wi noch eins nahtellen, woväl wi sünd. Jeder stippt nu sien Näs' hier in dissen Kauhsladen; denn tellen wi naher dei Löcker.“ Dor sünd dat nägen Löcker wäst. So hebben sei dat rutkrägen, dat sei doch keinen verloren hebben.

e. Wie ein Handwarksburz aewer dat Teterowsche Rathus springen wull.

In Teterow is eins 'n Handwarksburz ankihrt, dei hett in dei Harbarg' vertell't, hei wull abends Klock sœben aewer dat Rathus springen. Dat snackt sik jo nu rüm in dei Stadt, un allens löppt tosam un geiht up 'n Mark stahn. As dei Klock sœben sleit, kümmmt dei Handwarksburz jo ok an. „Ja, Lüd,“ röppt hei dor, „ik will woll, aewer ik kann man nich.“

f. Wie die Teterower einen großen Hecht aufbewahrten.

Als einst die Fischer einen Hecht von seltener Größe in dem Teterower See gefangen hatten, beratschlagten Rat und Bürgerschaft, wozu man diesen herrlichen Fisch am besten und würdigsten verwenden könne. Nach vielem Grübeln und Hin- und Herreden kam man endlich dahin überein, ihn bis zum Königsschusse aufzuheben und dann zu verspeisen.

Da diese Festlichkeit aber erst nach einiger Zeit stattfinden sollte und der Hecht bis dahin nicht außer Wasser bleiben konnte, so beschloß man, ihm eine Klingel umzuhängen und dann ruhig wieder in den See zu setzen, da man ihn ja, wenn er gebraucht werden solle, leicht wieder fangen könne.

Gesagt, getan. Dem großen Hechte wurde also eine Schelle umgehängt; und dann wurde er in den See geworfen. Aus größerer Vorsicht schnitt man überdies auch noch an der Stelle ein Zeichen in den Kahn, wo er in das Wasser gelassen worden war.

Bis jetzt aber haben die Teterower ihren schönen Hecht noch immer nicht wiederfinden können und vergebens nach seiner Klingel gehorcht.

g. Wie die Teterower einen Stein aus dem Brunnen herausholten.

Die Teterower ließen einmal einen tiefen Brunnen gründlich reinigen, wozu sie sich von weit her einen berühmten Pumpenmeister verschrieben hatten. Als dieser seine Arbeit glücklich beendigt hatte und bereits samt all seinen Gerätschaften wieder abgereist war, fiel unglücklicherweise ein Stein in den Brunnen, und es entstand nun die große Frage, wie er wieder herauszuschaffen sei. Da man keine so langen Leitern besaß und überhaupt alle sonstigen Instrumente fehlten, um in die Tiefe zu gelangen, so kam man endlich überein, eine lange, lebende Kette zu bilden.

Einer faszte also oben an, ein zweiter an dessen Füßen und so fort, bis man den Grund des Brunnens erreichte. Weil aber die Kante der Brüstung sehr scharf war, so wurde dem obersten das Halten bald über. Er wollte einmal in die Hände spucken und rief deshalb seinen unter ihm hangenden Kameraden zu: „Holt mal ordlich fast, Jungs, ich will mi bloß mal in dei Hänn' spucken!“ Damit ließ er los, und plumps lag der ganze Hause in der Tiefe des Brunnens und krabbelte dort im Wasser umher.

Seitdem wurde in Teterow das Loslassen bei Todesstrafe verboten.

h. Wie die Teterower ihre Kirche weitergerückt haben.

Früher stand die Kirche zu Teterow mitten auf dem Markte, gerade vor der Straße, die vom Rostocker zum Malchiner Tor führt. Warum man sie gerade dorthin gebaut hatte, weiß man nicht; aber sie stand nun einmal da und stand den Teterowern im Wege; deshalb beschloß man, sie nach einer andern Stelle zu schaffen. Aber wie sollte man das anfangen? Einer riet dies, der andere das. Endlich schlug jemand vor, das Gotteshaus auf Walzen zu stellen und dann weiter zu rollen. Der Vorschlag fand Beifall.

Am nächsten Tage ging es frisch ans Werk. Man schlug an jedem Ende der Kirche zwei Löcher durch das Fundament, steckte Walzen hindurch und hackte dann die ganze Ringmauer rundherum los. Als dies glücklich vollbracht war, wurde ein Tag bestimmt, an dem das Gotteshaus feierlich fortgerückt werden sollte.

Der Küster kriegte Befehl, vorne am Stricke zu ziehen, der ganze Rat aber wollte hinten nachschieben. Den Bürgern war es außs strengste untersagt, sich bei der Arbeit zu zeigen, damit niemand durch einen etwaigen Umfall der Kirche Schaden nehme.

So war nun alles in schönster Ordnung; und es hieß nun: „Angefaßt!“ Da schrie der Küster: „Halt! Ich weiß ja gar nicht, wie weit ich ziehen soll.“ Da nahm der Bürgermeister seinen Rock und warf ihn auf die Erde und rief: „Bis hierher!“

Der Küster sah den schönen Bürgermeisterrock, trug ihn flink nach Hause und legte seinen schäbigen Rock an die leere Stelle. Dann rief er: „Nun zu!“ Ein Ruck und noch einer, da schrie der Aufpasser: „Halt, wir sind schon darüber weg!“ Er meinte den Rinnstein, der Bürgermeister aber glaubte, daß sein Rock gemeint sei, und jammerte deshalb über den großen Verlust.

Der Küster klärte ihn auch nicht über seinen Irrtum auf und sprach überhaupt zu keinem Menschen von der Sache. So kam denn die Rede auf: „Uns Kirch steiht up'n Bürgermeister sinen Rock.“

i. Der kluge Torschreiber von Teterow.

Ein Torschreiber Teterows, der sich immer ärgerte, wenn er morgens früh durch eine Kuhherde in seiner Ruhe gestört wurde, um ihr den Torbaum zu öffnen, kam auf den schlauen Einfall, statt mit einem Holzknittel von nun an das Tor mit einer gelben Wurzel zuzustecken, damit sich die Kuh selbst den Torbaum öffnen sollten. Und wirklich, dies Mittel war ausgezeichnet; denn als am nächsten Morgen die Herde kam, lief die vorderste Kuh auf die Wurzel zu, riß sie gierig heraus, verschlang sie und öffnete somit, wie es sich der kluge Torschreiber ausgetifftet hatte, den Baum.

k. Die Teterower und die Erdachse.

Die Teterower glaubten fest und sicher, auf dem Mittelpunkte der Erde zu stehen. Deshalb trieben sie im Ratskeller einen Keil in die Erde. Das war die Erdachse; und der weise Rat achtete mit Sorgfalt darauf, daß der Keil stecken blieb; denn die klugen Herren fürchteten, die Erde müßte stehen bleiben und aufhören, sich um sich selber zu drehen, wenn die Achse fehle. Damit aber keiner daran röhre, stellte der Bürgermeister nachts seine Schnupftabaksdose auf den Keil und ließ sie offen. Der Küster der Stadt hatte diesen Rat gegeben. Fehlte am Morgen etwas Tabak, so konnte der Rat erkennen, daß die Erde sich noch drehe, weil ja durch die Schwingung notwendig einige Teile herausgeschleudert werden müßten.

In Wirklichkeit aber war nichts aus der Dose herausgeschüttelt. Vielmehr nahm sich der Küster, der das Wächteramt bei der Achse hatte, regelmäßig seinen kleinen Bedarf an Tabak aus der Dose des Stadtoberhaupts.

I. Die Teterower und der Piepenbock.

Der Schäfer des Hofs Lindenbergs hütete am Teterower Stadtfelde seine Schafe. Einmal war er eingeschlafen; und seine Herde richtete auf einem Haserfelde Teterows großen Schaden an.

Weil er nun eine schwere Strafe befürchtete, baute er ein Ungetüm in der Form eines Bockes, das bei jedem Lustzug, Druck und Stoß einen piependen Ton von sich gab. Das Untier stellte er aufs abgegraste Feld.

Als nun die Teterower kamen und ihr kahles Feld erblickten, schob der Schäfer alle Schuld auf das gefräßige Tier. Da holten sich die Bürger Feuerhaken und Heugabeln, um die Bestie zu töten. Sie stießen und stachen auf den Piepenbock los, so daß er gewaltig schrie. Aber tot kriegten sie ihn nicht. Zuletzt sagte der Schäfer: „Ich will den Bock aus der Welt schaffen, wenn Ihr mir erlaubt, nach der Ernte auf Eurer ganzen Feldmark zu hüten.“ Das wollten die Teterower nicht, nur eine ziemliche Ecke wollten sie abstehen. Da der Schäfer mit diesem Vorschlag einverstanden war, zog er den Bock fort und durfte nun seine Herde auf der Teterower Feldmark weiden.

II. Dei Teterowschen un dat Pierei.

Ein Güstrower Ackerbörger harr eins 'ne bannig grote Körbs in sinen Goren. Dor denkt hei so bi sick in sinen Sinn: „Wijt Di 'n Spaß maken un nah Teterow führen so 'n Ding hebbien dei gewiß noch nich seihn.“ Hei führt hen un höllt up 'n Mark. Dor klimmt 'n Börger an: „Wat 's dat för 'n Ding?“ — „Dat is 'n Pierei.“ — „Lett sick dat ok utsitten?“ — „Ja.“ — „Wolang' duert dat Sitten woll?“ — „Oh, 'ne Gaus sitt jo vier Wochen, dei hett jo Tau-Bein; Din Lehnern sünd jo apen, Du sittst man drei.“ — „Na, kann ick dor ok eins von afgahn?“ — „Ne, Du möst ümmer wiß

up sitten, süß verküll'ſt Du dat Ei.“ — „Je, wo möt ick denn hengahn to 'n Bröden?“ — „Wo de Sünn' recht warm schient; baben up dei Spiz von denn' Heidbarg, dor is 't am besten.“ — „Je, wenn mi dat Sitten man nich œwer ward.“ — „Oh, Du hest jo 'ne Fru, dei is am Enn' noch 'n bätten bäter beseddert as Du, dei kann Di jo aſlöſen.“

Dit 's jo gaut. Dei Börger betahlt 'n schönen Pries för dat Pierei, un dat Bröden kann nu losgahn. As hei vierteihn Dag sätten un sin Fru em ümmer wat to äten bröcht hett, frögt sin Fru em: „Na, Badding, ward Di dat Sitten ok all œwer?“ — „Ja, Mudding, dat is doch 'n swer Stück; lös' Du mi man eins af.“ — „Ja, Badding, nimm Du denn' Pott man mit nah Huus, ick will woll dirs' Woch sitten.“ Sei sitt fief Dag', dor kihrt sei dat Pierei eins üm. Dei Körbs ward jo all gäl — sei denkt, nu möt 't doch bald apen kamen. As dei drei Wochen voll sünd, kihrt sei dat Ei wedder üm; sei legt 't Uhr up — ne, dor lett sick nicks hüren. Bi dit Hantieren stött sei unverwohrens mit dei Bein an dei Körbs. Dei grote Körbs trünnelt denn' Barg run un löppt gegen 'n Stein. Dor hett nu grad' 'n Haf' achter lägen; dei verſtört sick un löppt weg. Dor denkt dei Fru, dat is dat Fahlen, wat sei utsäten hett, un röppt: „Huhuſching, büſt Du denn dow un blind! Kennſt du Din eigen Mudder nich?“

n. Die Teterower und der Krebs.

Bor Zeiten hatten sie einen Krebs von ungewöhnlicher Größe gesangen. Aber niemand kannte das Tier. Endlich entschied der hohe Rat, daß es ein Modenschneider aus fremdem Lande sei, weil er ja zwei Scheren bei sich führe.

Da kamen die weisen Herren weiter auf den klugen Gedanken, das Schneiderlein sofort in Arbeit zu nehmen. Sie holten ein Stück Tuch herbei und ließen den Modenschneider darauf herumkriechen. Ein Schneider der Stadt muſte nun

überall da mit der Schere das Tuch durchschneiden, wo der Krebs herumgekrochen war. Darauf wurden die einzelnen Stücke zusammengenäht. Doch als das neue Kleidungsstück fertig war, wußte kein Mensch, was es sein sollte.

Empört über den Frevel des Modenschneiders, beschloß der Rat, den Bösewicht im Kessel mit Wasser zu Tode zu brühen. Doch als das Wasser warm wurde, saß der Schneider im Nu auf dem Kesselbaum. Da sollte der Frevler ins kalte Wasser des See's geworfen werden. Auf einer Brücke, die über einen Zufluß des See's führte, wurde die Strafe vollzogen.

Eine gewaltige Menschenmenge stand auf der Brücke und freute sich, als der Krebs in seiner Todesangst mit dem Schwanz hin- und herschlug. Durch lautes Schreien gab man seinem befriedigten Rachegefühl Ausdruck. Plötzlich stürzte die Brücke krachend zusammen. Die weisen Herren vom Rat sowie alle Vornehmen ertranken.

Seit der Zeit gibt es in Teterow nur noch kluge Leute.

o. Ein kluger Teterower.

Ein in einem Teterower Gasthause eingekehrter Fremder fragte den Hausknecht, ob er ihm nicht ein Teterowsches Stöckchen vormachen könne. Der Hausknecht, der nicht auf den Kopf gefallen war, erwiderte ganz trocken, er wolle sich die Sache einmal beschlafen. Am nächsten Morgen, als der Reisende zum Aufstehen ein Paar Pantoffel haben wollte, die ihm aber gut passen müßten, brachte ihm der Hausknecht ein Paar, das er aus den neuen, schönen Stiefeln des Fremden geschnitten hatte. Er stellte die Pantoffel vors Bett und legte die blanken Schäfte dazu. Da machte der Gast aber ein dummes Gesicht und schimpfte auf die klugen Teterower.

2. Warum die Grevesmühlener Krähen hießen.

In uralten Zeiten kannten die Grevesmühlener noch keine Weesbäume. Darum hatten sie ihre liebe Not, wenn Korn oder Heu eingefahren wurde. Sie konnten niemals viel mit einem Male fortbringen.

Eines Tages kam ein Fremder in die Stadt und erzählte einem Bürger, bei ihm zu Hause hätte man Weesbäume. Die seien dick wie ein Bein und anderthalb mal so lang wie ein Erntewagen und würden oben auf den Heu- oder Kornwagen gebunden. Dann gehe kein Hälmlchen verloren.

Das schrieb sich unser Bürger hinter die Ohren und machte sich nun daran, einen Weesbaum zu ersinden. Kurz vor der Ernte bestimmte er einen Tag, an dem er seine Ersindung allem Volke offenbar machen wollte.

Zur festgesetzten Zeit eilte jeder aufs Feld des Ersinders. Das Fuder wurde so hoch geladen, wie die Grevesmühlener noch keins gesehen hatten, und der Weesbaum hinaufgebracht.

Aber der kluge Ersinder band den Baum nicht der Länge nach aufs Fuder, sondern quer, sodaß die Enden des Baumes rechts und links vom Wagen wie ein Paar ausgebreitete Riesenarme abstonden. Dennoch fanden die guten Grevesmühlener alles wunderschön und freuten sich höchstlich über die Ersindung ihres Mitbürgers. Hinten und vorn fiel beim Fahren freilich noch ab und an ein Bündlein ab, aber in der Mitte lag's doch fest.

Die Fahrt ging vor sich, und das Fuder kam glücklich bis ans Tor. Da aber war Holland in Not — der Weesbaum wollte den Wagen nicht durchlassen. Da stand denn die ganze Bürgerschaft und ratschlagte, wie's nun sein müßte und wie's nun werden solle. Die Herren Stadtverordneten zerbrachen sich die Köpfe, und der Ersinder kraute sich hinter den Ohren.

Stunde um Stunde verging, der Abend kam immer näher, und die Ladung hielt noch immer vor dem Tor. Einige von den Bürgervertretern schlugen schon ein verzweifeltes Mittel vor, nämlich das Tor auf den Markt zu verlegen, wo es sich sicher nicht schlecht ausnehmen werde, weil es noch funkelnagelneu sei. Da flog eine Krähe vorüber und schrie: „Sharp vör! Sharp vör! Sharp vör!“

Jetzt legte der oberste Ratsherr seinen rechten Zeigefinger an die Nase und sagte zu dem Erfinder: „Holt still, dei Kreih hett recht, sharp vör mölt!“ Da ging auch dem Weesbaummacher ein Licht auf, und er entgegnete: „Ja, Herr Ratsherr, sei hett recht!“

Sogleich stieg er auf den Wagen und legte das scharfe Ende des Baumes vor, sodaß dieser seiner ganzen Länge nach auf dem Wagen lag. Und richtig, der Wagen fuhr nun ohne Ruck und Buck durch das Tor.

Nun nahm der Ratsherr den Erfinder auf die Seite und sagte: „Meister, ick as wohlweiser Rat der Stadt Grevesmöhlen frag Jug up Jug Gewissen: Hesft Ji denn' Weesbom würklich sülmst erfunn'? Mi willt nich so vörkamen. Woher süll dei Kreih dat süs weiten, dat dat sharp Enn vör möt, wenn sei't nich up ne anner Städ seihn harr?“

Da erschrak der Erfinder und sagte: „Herr Ratsherr, so is't, un Sei hebben recht!“

Seit der Zeit heißen die Grevesmühlener Krähen; und seit der Zeit legen sie niemals den Weesbaum quer über das Fuder.

3. Marlowner Geschichten.

a. Worüm dei Marlower Borenstäkers heiten.

Kein Marlowner Börger kann dat verdrägen, wenn man em Borenstäker nennt, wat ok sinen natürlichen Grund hett, wenn man dei Geschicht hört, wo sei up dei Borenjagd utwest sünd.

As dat Geräd' mal güng, dat in den Marlowschen Holt
ein groter, swarter Vor sin Wesen bidrew un ein un dei anner
em ok all seihn harr, dunn rüsten sick dei Marlower Börgers
tau ne grote Jagdpartie.

Sei leten sick ne grote Lanz maken an'n langen Stäl
und tröken dormit ut. Wil sei nu cewer all anfaten deren un
dat Ding verdwas vör sick drögen, kunnen sei nich ut denn'
Dur herutkamen. As sei noch so ratslagten, wo dat all an-
taugahn wir, dat sei dat Ding dörchkrigen, röp ne Kreih:
„Sharp vör! Sharp vör!“

Dat lücht ehr ok glik in, sei nehmen dat sharp Enn vör
un kemen glücklich dörch dat Dur.

As sei nu in dat Holt kemen, kunnen sei denn' Boren
nich finnen, bet taulezt ein Snider, dei am allerdriftesten wir,
em utsünig maken ded. Wil hei nu dei Tapferste wir, müst
hei vörn an dei Spiz un richten dei Lanz, un dei annern
söten achter an, un nu güng dat mit enen groten Anlop up
denn' Boren dal, un sei bohrten dat Undiert dei Lanz hals
nah denn' Lin rin.

As sei nu recht taukeiken, wir't cewerst man 'n ollen
verrott'n Stemm.

b. Von denn' Marlowschen Kuckuck.

Dei Marlower hebbun eins 'n groten Posten Geld in
dei Stadtkass' hatt. Dorup berad'n sei, wer woll am ihrlichsten
wir, wo sei dat Geld am besten in Verwohrung gäben kunnen.
Taulezt gäben sei dat denn' Kauhhirer, dei nimmt dei Kass'
mit tau Fell'. Nu hebbun dor ümmer an dei Grenz dei Mar-
lowsch Kuckuck un dei Brunstörper in dei Wedd raupen, un
dei Brunstörper hett fixer raupen künnt. Dat argert denn'
Kauhhirer; hei will denn' Marlowschen Kuckuck helpen un
stiggt in'n Bom und kuckuckt mit. Unnerdes kümmt dor 'n
Handwarksburg dei Landstrat lang to gahn; dei führt dei

Geldkass' dor ünner an denn' Bom stahn, nimmt sei ünner'n Arm und geiht dormit af. „Gah Du man,” röppt dei Kauh-hiter em nah, „Du saft dat Geld woll wedderbringen; denn' Sctel heff ick in dei Tasch.“

4. Von dei Goldbarger un dei Ribniżer Mückensprüters.

Schauster Pickdraht — hei wahnt in Goldbarg, mæglischerwif' ok in Ribniż — seit in sin Warkstädt un kickt ut sin Finster un dunn nah denn' Kirchturm rup. Mit einmal seeg hei dor so 'n Rook un Qualm. „Herjeh, dat brennt jo!“ röppt hei un rönnnt nah denn' Mark un schriet ludhals: „Für! Für! Für! Für!“ Snider Flink kümmmt antaubædeln un fröggt: „Wo is denn dat Für?“ Dei Schauster schriet ümmertau: „Dei Turm brennt! Für! Für!“

In'n Ogenblick is einen ganzen Hümpel Minschen tau-sam. All's löppt nah'n Sprüttenthus un halt dei Sprüttent rut. Ein poor Ackerbürgers kamen mit ehr Mähren antaujagen un föhren dei Sprüttent nah dei Pumpen. Dor güng dat Water-pumpen nu up ne gefährliche Ort los. Slachter Fett kreig einen Bums an sin grote Näs'; un dunn füng hei niederträchtig an tau schimpfen. Dei Lüd kümmerten sick œwer nich üm sin' Larmkram. Sei pumpten fester wider un marachten sick up ne grugelige Wif' af.

Mit einmal seggt Bäcker Witt, wat einen bannig klauken Minschen wir: „Ick glöw, dat is gor kein Für! Ick seih blos Rook, œwer dor kamen jo kein Flammen!“ „Drœhnsnack!“ seggen dei annern, „dau Du man wat un holl Din Mul, Du dumme Klas!“

Na, taulezt sünd dei Sprüttent denn vuß. Dei Acker-bürgers slagen nu up dei Pihr los un füsen nah dei Kirch hen. Dei Sprüttentmeister krigt sin Instrument her un smitt

denn eine Masse Water nah denn' Turm ran. Dunn is dat so, as wenn eine grote Qualmkugel langsam von denn' Turm wegtreckt.

Dunn röppt dei nägenklauke Bäcker Witt: „Dat is jo ein Mückenswarm! Mücken, nicks as Mücken sünd dat! Hew ick dat nich glik seggt, dat wir kein Füer!“

All dei Börgers makten 'ne lange Näß. Schauster Pickdraht sin ewer wir am längsten.

Sid dei Tid heiten dei Goldbarger un dei Ribniżer Mückensprütters.

5. Blücher in Brüel.

Als Fürst Blücher eins nah Doberan hett führen wulst, is hei ok dörch de Stadt Brüel kamen. Dei Brüeler Börgers hebben em jo nu ok festlich empfangen un hebbent dorbi sungent:

„Der Brüeler Bürger Lallen
laß Dir, o Herr, gefallen,
der Brüeler Bürger Brüllen
wollst Du, o Herr, erfüllen.“

6. Hagenower Sachen.

a. Warum die Stadt Hagenow keine Tore hat.

Als Hagenow, das früher ein Dorf gewesen ist, zur Stadt wurde, da bereitete es den neuen Stadtbürgern große Sorge, woher sie ein Stadttor bekämen. Da machte jemand darauf aufmerksam, daß der Schulze in Pampow vor seinem Hause einen Schlagbaum habe, der sich prächtig zu einem Tor eigne. Das leuchtete allen ein.

In der nächsten Nacht wurde der Schlagbaum geholt; und am nächsten Morgen hatte die Stadt ein Tor. Aber der Schulze kam auf die Spur der Diebe und erkannte mit nicht geringem Erstaunen seinen Schlagbaum am Stadttore wieder. Da sagte er denn dem Bürgermeister artige Grobheiten und brachte die Sache vor den Herzog. Dieser erklärte dem Schulzen, daß allerdings der Schlagbaum ihm gehöre; doch weil er sich frech gegen die Obrigkeit benommen habe, solle der Raub den Hagenowern bleiben, diese dafür aber in Zukunft keine Tore, sondern Schlagbäume haben. Und so ißt noch bis auf den heutigen Tag geblieben.

b. Dei Hagenower Basilisk.

Nah Hagenow is eins ein ut dei Frömm' rintreckt. Denn' sünd dei Bagels ümmer bi't Kurn gahn, un hei hett'n ollen Rock as Schugels up sinen Acker stellt. Dor würden dei Hagenowschen bang vör — wenn dei Wind weiht, denn bammelt dat jo — sowat hebbən sei nich kennt. Dorup berad'n sei sick, woans sei dat Dritt tau Liw gahn wullen. Taulezt hebbən sei dat mit Sturm nahmen. Sei hebbən dacht, dat wir 'n Basilisk, son 'n grugeligen Bagel mit'n Slangenswanz un ne Kron up'n Kopp.

Na, von disse Slacht harr'n dei Hagenowschen nu ok ehr'n Tappen weg. Sei heiten Basiliskenkäters.

7. Dei Wesenbarger Königschuß.

Eins hebbən dei Wesenbarger ok Königschuß fiert. Dicht an denn' Festplatz is 'ne Mergelkuhl wäst, dor hebbən sei sick hensett', sei willen sick 'n bätən rauhgen. As sei dor nu all in 'n Kreis sitten un dei Bein bammeln laten, kamen dei Bein

dörchenanner, un taulegt kœnen sei all ihr Bein nich wedder
mank rufinnen. As sei nu sick dat Striden kriegen, kümmitt
dor 'n Handwarksburß vörbi, denn' klagen sei ihr Not. Oh,
seggt dei, wenn sei em 'n Daler gäben wullen, dat hei ok 'n
bäten Königschuß mitfiern künn, denn wull hei ehr woll
helpen. — Ja, denn' fall hei hebbən. Dorup nimmt dei Hand-
warksburß sinen groten Kruždornstock un haug't up dei Börgers
los, dat 't man so swunkt. Dunn sprüngen sei all to Höchten;
un so hett jeder sin Bein weddersunn'. Un dei Handwarksburß
hett 'n lustigen Dag fiert.



2. Der Feuerbesprecher von Staven

Vor mehr als hundert Jahren war in Staven ein großes Feuer ausgebrochen, das die ganze Stadt drohte, weil es vom Winde sehr begünstigt wurde.

Da raste hoch zu Ross ein in der Nähe wohnender Ritter heran, ritt um das Feuer herum und schaute es. Dann jagte er von dannen, das Feuer zum Stadttore in einen Teich, in den er Wasser warf. Das Feuer ging aus; und der Ritter ritt ans andere Ufer.

Die Mädchen aber, die in Staven behaupten, daß das Feuer noch in den Teich zurückbrenne. Denn das Wasser sei im Winter gar zu stark friere.

3. Der Feuerbesprecher von Sponholz bei Nürnberg.

In Sponholz stand ein altes Haus. Es ist vielleicht das älteste im Dorfe und zeigt an dem Holzwerk deutlich die Spuren eines früheren Feuers.

Vor vielen Jahren stand das Gebäude in lichten Flammen. Da jähzte ein Reiter ins Dorf, umkreiste das Haus und machte sich dann so schnell, wie er gekommen war, wieder aus dem Staube. Das Feuer aber starb nach dem Reiter tot.

